1,20 DM/Band 183

BASTEI

Neuer Roman

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

Das Hochhaus der Dämonen

von Jason Dark





Das Hochhaus der Dämonen

Gespenster Krimi Nr. 183

von Jason Dark

erschienen am 15.03.1977

Titelbild von Josep Marti Ripoll

Sinclair Crew

Das Hochhaus der Dämonen

Mit sicheren Bewegungen zog James Barden die Klinge des Rasiermessers über die rechte Wange. Der scharfe Stahl kerbte fingerbreite Bahnen in den Schaum. Barden blickte in den Spiegel. Er sah sein Gesicht, noch sonnenbraun vom letzten Urlaub – und... James Barden erstarrte plötzlich. Ungläubig weiteten sich seine Augen. Das Gesicht, das ihm aus dem Spiegel entgegenblickte, gehörte nicht mehr ihm. Es war der Gesichtsausdruck eines Monsters. Grüne Haut spannte sich über einen häßlichen Schädel, hauerartige Zähne ragten aus einem ovalen Maul. Im gleichen Augenblick tauchte eine Krallenhand im Spiegel auf.

Sie hielt ein Messer und stieß zu...

Die Klinge fuhr durch den Spiegel und traf James Barden genau in den Hals!

Harry Custer schob wütend die Sandwich-Brote zur Seite. »Linda!« schrie er. »Den trockenen Fraß kann ja kein Mensch essen. Wenn ich schon den ganzen Tag über schufte, will ich wenigstens was Anständiges auf den Teller bekommen.«

»Stell dich nicht so an«, rief Linda Custer aus der Küche zurück. »Wenn dir mein Essen nicht paßt, dann geh doch in die nächste Snack-Bar. Außerdem habe ich jetzt keine Zeit. Mein Dienst fängt pünktlich um zwanzig Uhr an. Würdest du mehr verdienen, brauchte ich nicht zu arbeiten und könnte dir jeden Tag feinstes Filet servieren.«

Harry Custer lachte grunzend. »Du weißt ja noch nicht mal, wie Filet aussieht«, sagte er, aber so leise, daß seine Frau es nicht hören konnte. Wenn er Linda zu sehr reizte und sie einen Wutanfall bekam, hatte er nichts zu lachen. Linda war mehr als resolut, und meistens blieb kein Topf auf dem anderen.

Harry Custer stand auf. Er drehte den Ton vom Fernseher leiser und ging in die Küche.

Linda spülte. Sie sah gar nicht auf, als ihr Mann kam, sondern fragte nur: »Was willst du?«

Custer lehnte sich an den Türrahmen. »Ich hol mir was zu trinken.« Linda nickte, ohne von ihrer Spülerei aufzusehen. »Im Keller steht noch eine Kiste Bier.«

Harry Custer massierte sein Kinn. »Shit«, knurrte er, »für zwei Flaschen extra in den Keller fahren. Und überhaupt – Keller im Hochhaus. Wo gibt’s denn so was?«

»Beschwer dich beim Architekten.« Linda drehte den Kopf und sah ihrem Mann erst jetzt ins Gesicht. Und wieder dachte Harry daran, daß seine Frau ruhig nur die Hälfte wiegen könnte. Vor fünfzehn Jahren, als sie geheiratet hatten, da war sie noch knackig gewesen, aber heute erinnerte sie Harry manchmal an einen weiblichen japanischen Sumo-Ringer.

»Willst du nicht runterfahren?« fragte Linda. »Sonst verdurstest du noch. Aber geh nicht wieder bei dem alten Kilrain vorbei. Letztes Mal mußtest du krankfeiern, so habt ihr gesoffen.«

Harry winkte ab. »Wärm nicht immer den alten Kohl auf.« Er drehte sich um und nahm die von Linda gestrickte Jacke vom Garderobenhaken. Dann steckte er die Schlüssel ein und schlurfte aus der Wohnung.

Ohne Übergang gelangte Harry Custer in den langen Gang des Apartmenthauses. Es war ein trostloser Korridor. Rechts und links die Türen der einzelnen Apartments und Wohnungen. Die Wände waren grün angestrichen worden. Kinder hatten sie eingeritzt und ihre Figuren gezeichnet. Dazu kamen noch die Obszönitäten, die einige Halbwüchsige an die Wände geschmiert hatten.

Harry Custer wartete auf den Lift. Er hatte bereits auf den Knopf

gedrückt, und der Fahrstuhl war schon unterwegs. Die einzelnen Zahlen, die die Etagen anzeigten, blinkten hintereinander kurz auf. Dann hielt der Lift.

Custer zog die Tür auf und wollte gerade einsteigen, als er hinter sich die Frauenstimme hörte.

»Lassen Sie die Tür auf, Mr. Custer.«

Harry drehte sich um, und sofort verklärte sich sein Gesicht. Eine bessere Begleitung hätte er sich gar nicht wünschen können. May Chandler, das superblonde Fotomodell und Callgirl, trippelte auf den Lift zu. Trippeln war genau der richtige Ausdruck, denn größere Schritte ließ der enge schwarze Rock nicht zu.

May lächelte Custer an. Sie schob sich gekonnt an dem Mann vorbei und hatte nichts dagegen, daß ihr Busen über seinen Oberkörper strich.

Custers Augen bekamen den gewissen Glanz. Und als er in den weiten Ausschnitt der roten schillernden Seidenbluse sah, wurde ihm heiß und kalt zugleich.

May Chandler führte eine Hügellandschaft spazieren, die nicht von schlechten Eltern war.

»Wollen Sie die Tür nicht schließen, Mr. Custer?« fragte sie und produzierte dabei einen gekonnten Augenaufschlag.

»Äh… natürlich… hatte ich ganz vergessen. Wohin möchten Sie denn?«

Mays Zunge fuhr über die himbeerroten Lippen. »Ins Erdgeschoß.«

»Okay.« Harry Custer drückte auf den entsprechenden Knopf. May lehnte an der Wand und lächelte, während Custer unruhig von einem Fuß auf den anderen trat.

»Ich gefalle Ihnen wohl, was?« fragte das Girl.

Custer grinste. »Und wie. Wenn ich ehrlich sein soll…«

»… dann kommen Sie am besten mal zu mir, Sonny-Boy«, sagte die Hellblonde. »Ich nehme zehn Pfund für die Stunde. Ist aber alles mit enthalten. Du wirst dich wundern.«

»Meine Frau… ich… äh…«, Custer geriet ins Stottern, doch noch ehe er einen klaren Satz herausbringen konnte, hatte der Lift das Erdgeschoß erreicht.

May Chandler spitzte die Lippen. »Bis später mal«, sagte sie und verließ hüftschwenkend den Lift.

»Mensch, ist das ein Weib«, sagte Harry Custer andächtig und überlegte bereits, wie er zehn Pfund lockermachen konnte, ohne daß seine Frau etwas davon merkte.

Allerdings ahnte Custer nicht, daß er sich vergebens über dieses Problem den Kopf zerbrach, denn er hatte in diesem Augenblick nur noch zehn Minuten zu leben.

Harry Custer fuhr eine Etage tiefer, in den Keller. Auch hier

erstreckten sich lange, schachbrettartig angelegte Betongänge. Dazwischen die einzelnen Keller. Die Eingänge mit Lattenverschlägen gesichert. Schwere Vorhängeschlösser schützten die Holztüren. Harry Custer befand sich momentan allein in dem großen Kellergewölbe. Er hatte Licht gemacht. An der Decke waren Leuchtstoffröhren aufgeflammt.

Harry marschierte pfeifend auf seinen Keller zu. Er erreichte einen Quergang, bog rechts ab, und die vierte Tür auf der linken Seite beherbergte seinen Kellerraum.

Damit jeder der Mieter den Keller auch fand, waren über die Tür die Nummern der Apartments angebracht worden. Aus seiner Cordhose holte Custer das Schlüsselbund hervor und schloß den Kellerverschlag auf.

Die Holztür quietschte etwas in den Angeln, was Custer jedoch nicht im geringsten störte. Er schaltete auch im Kellerraum das Licht ein und suchte nach der Bierkiste.

Seine Frau hatte so aufgeräumt, daß er nichts wiederfinden konnte. Von ihrer Mutter hatte sie vor kurzem eine alte Anrichte bekommen, die die Hälfte des Platzes einnahm. Harry Custer schloß die rechte der beiden Türen auf, bückte sich, peilte in den Schrank und fluchte. In der Anrichte stand kein Bier, sie war vollgestopft mit Konservendosen.

»Ist das ein blödes Weib«, schimpfte Harry Custer, erhob sich ächzend und trat wütend gegen die Tür der Anrichte. Mit einem Knall fiel sie zu.

Schon ziemlich böse blickte sich Harry Custer in dem kleinen Kellerraum um.

Der Kasten stand direkt vor seinen Augen. Zwischen Anrichte und Wand.

»Mist«, meinte Custer, wollte auf die Bierkiste zugehen, doch seine Beine gehorchten ihm auf einmal nicht mehr.

Harry Custer klebte am Boden fest.

»Was ist das denn für eine Schei…?«

Den Rest verschluckte der gute Harry. Noch im gleichen Atemzug weiteten sich seine Augen vor Entsetzen.

Er konnte seine Füße nicht mehr sehen!

Sie waren im Kellerboden verschwunden.

»Das… das ist doch unmöglich«, stotterte der Mann. Mit aller Gewalt versuchte er seine Füße hochzureißen.

Vergebens.

Sie saßen fest, wie angeschmiedet.

Angstschweiß sammelte sich in Custers Nacken. Und plötzlich sah er, wie sich der gesamte Kellerboden bewegte. Wellenförmig, wie ein Sumpfgebiet, das seine Opfer gnadenlos in die Tiefe zerrt. Sumpf, das war genau der richtige Ausdruck. Aber wie sollte hier in den Keller

eines Hochhauses ein Sumpf hinkommen? So etwas gab es nicht, das war unmöglich…

Harrys Gedanken stockten.

Bis zu den Knien war er schon eingesunken. Und jetzt hörte er auch das furchtbare Schmatzen und Gurgeln. Der Boden des Kellers begann rötlich zu schimmern, wurde sogar etwas durchsichtig, und Harry Custer konnte fratzengesichtige Gestalten erkennen, die ihn anstarrten und die Hände nach ihm ausstreckten.

Verzweifelt versuchte der Mann sich zu befreien. Er schlug um sich, packte die Anrichte, hielt sich an ihr fest und wollte sich so aus dem gefährlichen Sumpfboden ziehen.

Er schaffte es nicht.

Unaufhaltsam wurde er in die Tiefe gezerrt. Die schmatzende Masse umklammerte bereits seine Hüften und stieg von Sekunde zu Sekunde höher.

Da begann Harry Custer zu schreien. Es war ein verzweifelter, von Panik erfüllter Todesschrei, der sich hallend an den kahlen Betonwänden brach, sich fortpflanzte und in den weiten Gewölben verlor.

Niemand hörte die Schreie des Mannes, niemand kam ihm zu Hilfe. Harry Custer kämpfte um sein Leben. Wild ruderte er mit den Armen. Immer wieder stemmte er sich ab. Der Ausdruck seines Gesichtes war kaum noch als menschlich zu bezeichnen. Speichel sprühte vor seinen Lippen, weit waren die Augen aus den Höhlen gequollen. Der unheimliche Sumpf schwappte schon bis an Custers Kinn. Custer hatte das Gefühl, als würde sein Unterkörper von gierigen Händen umklammert werden, die wie Feuer brannten und ihn in die heißeste Hölle zogen.

»Ich will nicht… Ich… ahhh…«

Custers letzter, panikerfüllter Todesschrei endete in einem Gurgeln. Der dämonische Sumpf hatte seinen Kopf erreicht, erstickte den Hilferuf unbarmherzig.

Und wieder packte der Sumpf zu. Zehn, fünfzehn Sekunden vergingen. Nur noch eine Hand schaute hervor, und dann war der schreckliche Spuk vorbei.

Wie immer lag der harte, glatte Betonboden des Kellers da. Fast nichts deutete darauf hin, daß sich hier vor Sekunden noch ein Drama abgespielt hatte.

Bis auf die vier Fingerkuppen, die etwa einen Zoll weit aus dem Betonboden hervorwuchsen…

***

Barry Barden war Vertreter. Kein Klinkenputzer im üblichen Sinne, sondern Repräsentant eines multinationalen, weltumspannenden

Elektronikkonzerns. Das setzte natürlich voraus, daß Barden immer unterwegs war. Er kannte praktisch jede Hauptstadt der Welt und lebte nur aus dem Koffer. Er richtete auch Messen aus, war ein begehrter Fachmann und hatte ein Gehalt, das sich sehen lassen konnte. Immer wenn er in London war – und das kam zwei bis dreimal im Jahr vor – besuchte er seinen Bruder.

James Barden lebte in einem der neuen Wohnsilos am östlichen Stadtrand von London.

Das Hochhaus paßte überhaupt nicht in die Landschaft. Wie ein viereckiger Klotz stach es aus der Wiesen- und Waldlandschaft hervor, verschandelte die Natur, und selbst die farbig angestrichene Hausfassade tat nichts dazu, den Wohnsilo zu verschönern. Aber das störte die Menschen nicht, die in dem Haus lebten. Für sie war es nur wichtig, eine Wohnung zu haben.

Barry Barden lenkte seinen grünen Jaguar über die neu angelegte Straße, die in den großen Parkplatz vor dem Hochhaus mündete. Barden hatte vor, bei seinem Bruder zu übernachten. Sie würden erst anständig einen heben, von alten Zeiten erzählen, wie sie es immer taten, und vielleicht hatte James auch ein Paar Puppen aufgerissen, die mithalfen, den Abend zu verschönern.

Das Wetter in London war mies. Es war Ende November. Die ersten pappigen Schneeflocken fielen vom grauen Himmel. Sie schmolzen jedoch sofort, der Boden enthielt noch zuviel Wärme.

Barry Barden besaß eine optimale Auto-Stereoanlage. Big-Band-Jazz drang aus den Lautsprechern. Barry bewegte seinen Kopf im Rhythmus der Musik.

Barry war einunddreißig Jahre alt, passionierter Junggeselle und Modefan. Seine Kleidung war chic und teuer. Er kaufte bei den führendsten Modeschöpfern der Welt. Auch jetzt saß der graue Anzug mit den Nadelstreifen wie angegossen. Keine Falte knickte die Hose. Das weiße Hemd war tailliert, die Krawatte aus Rohseide. Barry Bardens Wahlspruch lautete immer noch: Kleider machen Leute. Die Wischer waren auf niedrigste Stufe eingestellt. Lautlos zogen sie ihre Halbkreise über die breite Frontscheibe.

Es herrschte relativ viel Verkehr. Die Wagen kamen aber fast alle aus Richtung London.

Schon tauchte der große Parkplatz auf. Die breiten Betonflächen befanden sich zu beiden Seiten der Fahrbahn. Barry Barden fuhr jedoch noch ein Stück weiter, er wollte so nah wie möglich an das Haus heran.

Dann bog er in einen schmalen Weg ein, passierte das abgeteilte Geviert, in dem die Müllcontainer standen, und lenkte den Jaguar schließlich in eine vorgezeichnete Parktasche.

Barden stieg aus. Seinen Trench hatte er sich über die Schulter

geworfen.

Rasch eilte er auf das Hochhaus zu. Hinter den meisten Fenstern brannte Licht. Eine Fassade voller heller, rechteckiger Augen, so kam es Barden jedesmal vor.

Etwa hundert Yards von dem Hochhaus entfernt wurde ein zweites gebaut.

Strahler leuchteten einen Kran an, dessen Gestänge wie kahle Totenfinger in den Himmel ragten.

Mit zwei Hausbewohnern ging Barry Barden auf den Eingang zu. Die breite Tür war aus Metall. Links von ihr schimmerten die Klingelbretter. Die Briefkästen befanden sich unten im Flur. Auf der Eingangsstufe kauerten sechs Halbwüchsige. Sie trugen Lederjacken, qualmten um die Wette und ließen eine Ginflasche kreisen. Einer der Typen versuchte Barry Barden ein Bein zu stellen, doch der Elektronikvertreter stieg über das Hindernis. Er bedachte die Kerle mit keinem Blick. Sie grölten hinter ihm und den anderen beiden Hausbewohnern her.

Die Eingangshalle sah ziemlich verkommen aus. Ganze Putzbahnen waren aus den Wänden geschlagen worden, und ein paar leere Büchsen rollten auf dem Boden herum. Niemand dachte daran, sie wegzunehmen.

Während die beiden Hausbewohner zu einem der drei Lifts rannten, ließ Barden sich etwas Zeit. Mit dem Kamm fuhr er noch hastig über sein braunes, linksgescheiteltes Haar und zupfte sich die Krawatte zurecht.

Aus einem der Aufzüge kam eine Frau. Barden stutzte. Die Kleine hatte er noch nie hier gesehen.

Schwarzer Rock, rote Bluse und eine Anatomie, die direkt zum Ausruhen einlud.

Barry Barden lächelte.

Auch das blondhaarige Girl bemerkte den Mann. Es blieb stehen, warf Barry einen eindeutigen Blick zu und hob dann bedauernd die Schultern.

»Tut mir leid, Mister, aber für heute bin ich belegt.«

»Schade. Es hätte wirklich ein herrlicher Abend werden können.«

»Davon bin ich überzeugt.«

Die Blondine biß sich auf die Unterlippe. »Vielleicht morgen. Apartment hundertzwölf, komm doch mal vorbei.«

»Ich werd’s mir merken.«

»Ciao, Großer, du wirst es bestimmt nicht bereuen.« May Chandler trippelte weiter.

Barry hörte noch, wie sie die Halbstarken vor der Tür anfuhr, dann öffneten sich für ihn bereits die Türen des Aufzuges.

James Barden wohnte in der achten Etage. Er besaß eine kleine

Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung, war vier Jahre älter als Barry und fühlte sich genau wie er als Junggeselle sehr wohl.

Barry Barden fuhr nach oben. Er hatte den Lift für sich allein. In der achten Etage stieg er aus, ging die paar Schritte bis zum Apartment seines Bruders und klingelte.

Ein Westminster-Gong ertönte, aber sonst rührte sich nichts. Barden runzelte die Stirn und schellte noch einmal.

Wieder keine Reaktion.

Sollte James nicht zu Hause sein? Barry preßte die Lippen zusammen. Das konnte nicht sein. James wußte schließlich, daß er kommen würde.

Ein Beinbruch war es trotzdem nicht. Barry besaß einen Zweitschlüssel zum Apartment. Er kramte ihn hervor und schloß die Tür auf. Abgeschlossen war nicht, darüber wunderte sich Barry Barden ein wenig. Er kannte James ziemlich gut. Wenn der nämlich das Haus verließ, schloß er immer ab.

Dann lag er bestimmt irgendwo auf der Couch und schlief. Barry Barden verschwand in der Wohnung. Sacht drückte er die Tür wieder ins Schloß.

Von James nichts zu hören und zu sehen.

Barry biß sich auf die Lippe. Seine dunklen Augen hatten sich zu schmalen Sicheln verengt.

Barry Barden witterte Unheil. Er war zwar kein ängstlicher Typ, aber auf sein inneres Radar konnte er sich verlassen.

Die Tür zum Living-room stand offen.

Barry Barden schaute in den dahinterliegenden Raum. Er war leer. Einige Kippen im Aschenbecher, eine leere Whiskyflasche und muffiger Geruch.

Jetzt versuchte es Barry Barden im Schlafzimmer.

Auch hier fand er seinen Bruder nicht.

Blieb noch das Bad.

Unbewußt zögerte Barry Barden, die Tür aufzustoßen. Seine Haltung spannte sich.

Dann öffnete er die Tür mit einem Ruck.

Noch im gleichen Atemzug packte ihn das Entsetzen.

Sein Bruder James lag auf dem Boden. Inmitten einer Blutlache, die sich über die Fliesen ausgebreitet hatte.

Barry Barden schloß die Augen. »Mein Gott«, stöhnte er. Vom Magen her trieb ein würgendes Gefühl hoch. Barry merkte, wie ihm schlecht wurde.

Doch das Grauen nahm erst seinen Anfang. Barry Barden starrte auf seinen toten Bruder und sah deshalb nicht, wie sich auf der Spiegelfläche plötzlich eine schreckliche Fratze herauskristallisierte. Das Monster kam!

Der Arm mit dem Messer tauchte auf. An der Klinge klebte noch Blut. Und Barry sah noch immer nichts.

Jetzt wankte er zurück, er hatte die Hände verkrampft, zitterte wie Espenlaub.

»James!« flüsterte er immer wieder. »James, wer hat es getan? Ich kann…«

Da hörte er das Lachen.

Barry riß den Kopf hoch – und sah das Monster!

Die Klinge des Messers schwebte dicht vor seinen Augen, dahinter das abstoßende Gesicht mit den raubtierhaften Zähnen. Barry Barden stöhnte vor Grauen. Er hatte das Gefühl, in seinen Knien würde Pudding stecken, und dann glaubte er, verrückt werden zu müssen.

Das Monster stieg aus dem Spiegel.

Gleitend, lautlos…

Barden öffnete den Mund zu einem Schrei, doch auf einmal war die Kehle wie zugeschnürt.

Und das Monster kam auf Barden zu, um ihn zu töten…

***

Barry Barden sah die blutige Klinge, und er wußte plötzlich, wie sein Bruder ums Leben gekommen war. Diese schreckliche Erkenntnis bestimmte sein weiteres Handeln.

Nein, er wollte sich nicht auch so umbringen lassen!

Barden warf sich herum, genau in dem Augenblick, als das Monster zustieß.

Zitternd blieb das Messer im Holz der Türverkleidung stecken. Für Sekundenbruchteile sah Barry Barden den Grünhäutigen dicht vor sich. Er sah die schuppige, nach Schwefel und Moder riechende Haut, das schreckliche Maul mit den widerlichen Hauern und die Krallenhände, die den Griff des Messers umklammert hielten. Dann schnellte Barden durch die offenstehende Badezimmertür. Hinter ihm brüllte das Monster wütend. Es zog das Messer aus dem Holz und nahm die Verfolgung auf. Der Unheimliche aus dem Höllenreich wollte nicht aufgeben. Nein, er brauchte Opfer, denn er hatte eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen.

Barry Barden rannte durch den schmalen Flur. Er hetzte an der kleinen Garderobe vorbei, riß mit der Schulter einen Mantel vom Haken und prallte – von der Wucht des eigenen Laufes vorwärtsgeworfen – gegen die Flurtür.

Das Monster hatte das Bad ebenfalls verlassen.

Die Augen, hellweiß und mit kleinen roten Äderchen durchzogen, suchten das Opfer.

Barden riß die Tür auf.

Das Monster rannte gleichzeitig los.

Und Barry Barden schaffte es. Er knallte dem Unheimlichen die Tür vor der Nase zu, bevor dieser sie erreichen konnte. Barden wankte in den Hausflur. Er sah erbarmungswürdig aus. Schweißverklebt hing sein Haar in der Stirn. In seinen Augen nistete die Angst. Das Gesicht hatte eine gelbweiße Farbe angenommen, die an den Teint einer Leiche erinnerte.

Zwei Frauen verließen soeben einen der Fahrstühle. Überrascht blieben sie stehen, als sie Barry Barden sahen. Barden machte eine wilde Handbewegung.

»Verschwinden Sie«, rief er krächzend und torkelte auf den Lift zu. »Los, hauen Sie ab. Ein Monster ist mir auf den Fersen.« Er keuchte. »Machen Sie doch, daß Sie wegkommen, verdammt!« fuhr er die Frauen an, die ihn verständnislos anblickten und die Köpfe schüttelten.

»Sagen Sie mal, sind Sie krank? Oder haben Sie nicht alle Tassen im Schrank. Ich schätze, Sie…«

Weiter sprach die Frau nicht, denn die schweren Schläge, die von innen gegen James Bardens Tür dröhnten, ließen sie verstummen. Barry Barden war stehengeblieben. Mit dem rechten Arm zeigte er auf die Tür. »Es stimmt, was ich gesagt habe. Das ist ein Monster. Und es will mich töten. Sie sind auch dran, wenn Sie…«

»Verdammt, was ist das denn für ein Geschrei?« brüllte eine rauhe Männerstimme. Die Tür zu einem Apartment wurde aufgerissen, und ein vierschrötiger Kerl stand auf der Schwelle. Wie Blutstreifen sahen die roten, breiten Hosenträger auf dem weißen Unterhemd aus. Über dem Gürtel spannte sich ein beträchtlicher Bauch.

»Der Mann da meint, er würde von einem Monster verfolgt«, sagte die Frau. Dann zeigte sie auf ihre Nachbarin. »Hier, Mrs. Pawless hat es auch gehört.«

Mrs. Pawless nickte.

»Stimmt das, Mister?« Der Vierschrötige hakte die breiten Daumen unter seine Hosenträger.

Barry Barden brauchte nicht mehr zu antworten. Das Gesetz des Handelns wurde ihm aus den Händen gerissen.

Plötzlich flog die Tür zu James Bardens Apartment auf. Mit einem gewaltigen Krach splitterte das Schloß aus der Fassung.

Und dann stand das Monster im Flur!

Noch immer hielt es das Messer umklammert, hob mit einer drohenden Gebärde den Arm und stürmte plötzlich auf den Vierschrötigen los.

Schreiend spritzten die beiden Frauen zur Seite, während der Mann wie angewachsen auf der Stelle stand und fassungslos auf das gräßliche, geschlechtslose Wesen starrte.

Erst als die breite Klinge des Messers auf ihn niederzuckte, reagierte

er.

Der Mann war kein Anfänger, routiniert in zahlreichen Kneipenschlägereien. Er bekam das Handgelenk des Grünhäutigen zu packen. Dicht vor seinen Augen kam die Klinge zitternd zur Ruhe. Das Monster brüllte.

Der Vierschrötige riß sein rechtes Knie hoch, und während die anderen Zuschauer gebannt und stumm der Auseinandersetzung zuschauten, traf der Mann den Leib des Monsters.

Im gleichen Augenblick schrie er vor Schmerz. Die Haut des Unheimlichen war hart wie Beton. Der Vierschrötige ließ den Messerarm los, fiel auf den Boden und hielt sich sein malträtiertes Knie.

Das Monster fauchte triumphierend. Es bückte sich und hob den Arm mit dem Messer.

»Neiiinnn…!«

Gellend hallte der spitze Schrei durch den Flur. Eine der Frauen hatte ihn ausgestoßen. Sie hatte ihre Hände zu Fäusten verkrampft, schrie und schluchzte in einem.

Das Monster zögerte, wandte den häßlichen Schädel. Gnadenfrist für den Verletzten.

Sekundenlang geschah nichts, erinnerte die Szene an eine Bühnenprobe. Barry Barden war versucht, dem Mann zu Hilfe zu eilen, doch das war nicht mehr nötig.

Plötzlich stand mitten im Hausflur eine Frau. Uralt, das Gesicht voller Runzeln und Falten. Sie trug ein langes, sackähnliches Kleid aus dunklem Stoff und weißen Borden an Kragen und Ärmeln. Das Haar hatte sie hochgesteckt und im Nacken zu einem Knoten zusammengebunden. Um ihren faltigen Hals wanden sich mehrere Perlenketten.

Niemand hatte die Frau kommen gehört. Sie war erschienen wie ein Geist.

Gebieterisch streckte sie den rechten Arm aus. Die Haut über den Knochen wirkte brüchig wie altes Leder.

»Genug«, sagte sie mit tiefer, etwas krächzender Stimme. »Du wirst diesen Mann nicht töten. Fürs erste ist genug Blut geflossen. Aber ihr anderen denkt an die Warnung. Jeden von euch kann es treffen. Verlaßt dieses Haus. Innerhalb von drei Tagen will ich niemanden mehr sehen, oder ihr werdet alle sterben, das schwöre ich beim Angesicht des Teufels. Denkt daran. Denkt daran. Ihr werdet sterben… sterben… sterben…«

Die letzten Worte verwehten, verhallten in einer anderen Dimension, genau wie die alte weißhaarige Frau. Sie löste sich einfach auf, ähnlich einem Nebelstreif im Wind.

Nur das Monster war noch da.

Der Reihe nach blickte es die Menschen an, dann erhob es sich, ließ den Arm mit der Waffe sinken und verschwand wie der Blitz in James Bardens Wohnung. Niemand sah, wie es auf den Spiegel zurannte und darin eintauchte, als wäre die Oberfläche aus Wasser. Minutenlang noch hielt das Entsetzen die Menschen umklammert. Es hatten sich zahlreiche Bewohner eingefunden, und die, die neu hinzugekommen waren und die schrecklichen Szenen vorher nicht mitbekommen hatten, stellten die seltsamsten Fragen.

Die beiden Frauen hockten auf dem Boden und weinten. Der Schock hatte sie getroffen. Der Vierschrötige lag ebenfalls auf der Erde, stöhnte und hielt sich sein verletztes Knie.

Und Barry Barden?

Er starrte ins Leere, die Arme hingen zu beiden Seiten seines Körpers herab, als würden sie gar nicht ihm gehören. Immer wieder schüttelte Barden den Kopf. Seine Lippen bewegten sich, doch es kam kein Ton aus seinem Mund.

Schließlich sagte er: »Wir müssen die Polizei anrufen und auch die Mordkommission.«

»Ja, was ist denn überhaupt los gewesen?« schrie ein Mann. »Sie stehen hier herum, als wäre die Welt untergegangen.«

Barden blickte den Sprecher an. »Das wäre auch beinahe der Fall gewesen, Mister. Wir haben Glück gehabt, unverschämtes Glück, daß wir nicht tot sind.«

»War hier ein Irrer?« wollte eine jüngere Frau wissen. Sie hielt eine Zigarette in der Hand und rauchte hastig.

Barry Barden hob die Schultern und ließ sie mutlos wieder sinken. »Ein Irrer war es nicht, aber ein Dämon – oder ein Teufel.« Die Frau reagierte so, wie die meisten es getan hätten. Sie tippte sich mit dem Finger gegen die Stirn.

***

Etwa zur gleichen Zeit wurde vier Stockwerke höher eine Frau namens Linda Custer unruhig. Immer wieder blickte sie auf die Uhr. »Verdammt, wenn dieser Kerl nicht bald kommt, ist aber was los«, knurrte sie. »Schließlich muß ich pünktlich zum Dienst erscheinen.« Linda Custer arbeitete in einem Bürohaus als Putzfrau. Sie war bei einem Subunternehmer angestellt, der seine Arbeitskräfte auf Trab hielt. Wer nicht spurte oder pünktlich erschien, wurde entlassen. Es gab genügend Frauen, die auf einen Job warteten.

Fünf Minuten wollte Linda ihrem Mann noch geben. Wenn er bis dahin nicht da war, wollte sie selbst nachsehen gehen. Immerhin wurde an diesem Abend ein Fußballspiel übertragen. Die Queens Park Rangers spielten gegen den deutschen Verein 1. FC Köln. Und Harry Custer war ein begeisterter Ranger-Anhänger.

Schließlich hielt es Linda nicht länger aus. Sie verließ ihre Wohnung und stieg in den nächsten freien Lift. Der alte Kilrain, bei dem ihr Mann oft hängenblieb, wohnte im ersten Stock. Bestimmt saß Harry dort wieder und ließ sich vollaufen.

Der Lift hielt im ersten Stock. Als Linda den langen Flur betrat, wunderte sie sich über die Unruhe, die im Haus herrschte. Erregt diskutierten die Bewohner miteinander. Irgend etwas mußte geschehen sein, was einen allgemeinen Aufruhr zur Folge gehabt hatte. Linda Custer hörte auch von draußen das Jaulen der Polizeisirenen. Das war an sich nichts Ungewöhnliches, daß die Polizei ein- und ausging. Erst vor drei Wochen hatte jemand aus dem vierten Stock seine Frau und seinen Sohn umgebracht.

Linda Custer war von Natur aus neugierig. Sie hatte aber jetzt keine Zeit, sich danach zu erkundigen, was genau passiert war. Sie wollte so rasch wie möglich ihren Mann finden.

Burt Kilrains Wohnung war die letzte auf dem langen Flur. Linda Custer eilte hin und schellte.

Niemand öffnete.

Die Frau versuchte es noch dreimal, und als sich der alte Kilrain dann immer noch nicht gemeldet hatte, gab sie es auf. »Verdammter Kerl, wo der sich wieder rumtreibt«, knurrte sie. »Hoffentlich nicht bei einer Nutte.«

Linda wußte natürlich, daß einige Fotomodelle in diesem Hochhaus Apartments gemietet hatten, und sie war ferner davon überzeugt, daß ihr Mann mindestens einem der Modelle schon mal einen Besuch abgestattet hatte. Nur beweisen konnte sie ihm nichts. Ehe sie jedoch ihn zu unrecht verdächtigte, wollte sie noch im Keller nachsehen.

Sie nahm nicht den Lift, sondern die Treppe. Schließlich waren es nur zwei Etagen.

Und doch war Linda Custer ziemlich außer Puste, als sie die Kellerräume betrat. Ihr Gewicht machte sich eben doch stark bemerkbar.

Sie ging durch die langen, kahlen Gänge und stand bald vor der verschlagartigen Kellertür.

Sie war offen.

Das wunderte Linda, und noch größer wurde ihre Überraschung, als sie sah, daß sich niemand in dem Keller befand.

Aber das Licht brannte. Sie betrat den Kellerraum, blickte sich suchend und kopfschüttelnd um, sah den Bierkasten und wollte schon zu einer wütenden Bemerkung ansetzen, als sie das Gefühl hatte, jemand hätte ihr einen Kübel Eiswasser über den Kopf gegossen.

Ihre Augen weiteten sich in panischem Entsetzen.

Aus dem Betonboden schauten vier Finger hervor. Die Nägel waren breit, und es befanden sich schwarze Trauerränder darunter. Lindas

Augen weiteten sich.
Sie kannte die Hand.
Sie gehörte Harry, ihrem Mann!

***

Einen Tag später. New-Scotland-Yard-Gebäude. Büro von Oberinspektor Sinclair im vierten Stock, zehn Uhr morgens. Der Mann, der dem Oberinspektor gegenübersaß, machte einen übernächtigten Eindruck. Er war blaß und furchtbar nervös. Dunkle Bartschatten bedeckten seine Wangen, das braune Haar hing strähnig in die Stirn. Unter den Augen lagen tiefe Ringe, und ein unruhiges Zucken um die Mundwinkel verriet, daß der Mann voll innerer Spannungen steckte.

Der Besucher war niemand anderer als Barry Barden. Er hatte dringend nach John Sinclair verlangt, als ihn der zuständige Leiter der Mordkommission an den Oberinspektor verwiesen hatte. John Sinclair war Spezialist für übersinnliche Phänomene. Wo finstere Mächte die Welt bedrohten, da griff John ein. Er war im Dämonen- und Schattenreich gefürchtet. Unzählige Vampire, Werwölfe und andere finstere Höllengestalten hatte er schon zum Teufel geschickt. John Sinclair war praktisch eine Ein-Mann-Feuerwehr, er fing dort an, wo andere aufhörten, und hatte bisher noch jeden Fall gelöst. Das hatte ihm dreierlei eingebracht. Erstens den Spitznamen Geister-Jäger, zweitens eine Beförderung zum Oberinspektor, und drittens hatte er den Haß der finsteren Mächte auf sich gezogen. Wer John Sinclair erledigte, würde in der Rangfolge der Dämonenhierarchie die Leiter nach oben klettern.

Noch hatte es niemand geschafft, John hatte sich immer zu wehren gewußt. Er hatte zurückgeschlagen, wo er nur konnte, und dem Schattenheer Niederlage auf Niederlage bereitet.

Dabei war John vom Äußeren her eine Mischung aus Sonnyboy und Filmstar. Ein Typ, den sich die Mutter gern als Schwiegersohn wünscht. Die Mundwinkel meist zu einem Lächeln verzogen, blonde kurzgeschnittene Haare und stahlblaue Augen. Nur die halbmondförmige Narbe auf seiner rechten Wange paßte nicht so ganz in das Gesicht. Sie war ein Andenken an Doktor Tod, seinem bisher schlimmsten Gegner.

»Ich glaube, Sie können eine Tasse Kaffee vertragen«, sagte der Oberinspektor.

Barry Barden nickte. »Ja, danke.« Er suchte in seiner Anzugtasche nach Zigaretten, fand keine und ließ sich von John ein Stäbchen anbieten.

Der Geister-Jäger reichte ihm auch Feuer. Über die Flamme hinweg sah er seinen Gegenüber an. Der Mann brauchte unbedingt Ruhe, er war mit seinen Nerven am Ende.

John bestellte telefonisch eine Tasse Kaffee. Er selbst nahm keine. Der Oberinspektor wußte bereits, was in dem Hochhaus vorgefallen war. Die entsprechende Akte mit den Aussagen der Zeugen war ihm von der zuständigen Mordkommission London East zugestellt worden. Er hatte dann den leitenden Inspektor angerufen und auch von Mrs. Custer erfahren, die die Hand ihres Mannes im Beton gefunden hatte. Die Frau lag jetzt mit einem schweren Schock im Krankenhaus. Eine Sekretärin brachte den Kaffee.

»Dann erzählen Sie mal, Mister Barden«, sagte John Sinclair. »Und lassen Sie sich ruhig Zeit. Ich habe viel Geduld.«

Barden nickte. Er rührte den Kaffee um. Seine Hand zitterte jedoch so stark, daß Flüssigkeit überschwappte.

»Verzeihen Sie«, sagte er.

John lächelte. »Macht nichts.«

Barry Barden nahm einen Schluck. »Wissen Sie, Herr Oberinspektor, ich bin in einer Verfassung, wie noch nie zuvor in meinem Leben. Sie glauben nicht, wie tief mich die vergangenen Ereignisse getroffen haben. So etwas ist mir noch nie passiert.« Barry Barden atmete tief ein. »Okay, Sie können mit meinem Stöhnen nichts anfangen. Ich will Ihnen die ganze Geschichte erzählen.«

Barry Barden redete fünfzehn Minuten. Er sprach mit leiser Stimme, zwischendurch mußte er immer wieder husten, und er rauchte drei Zigaretten.

»Ja, das wär's dann«, sagte er zum Schluß und leckte sich über die trockenen Lippen.

John hatte ruhig zugehört. »Sie sprachen da von einer Frau, Mister Barden. Können Sie die näher beschreiben?«

Barden hob die Schultern. »Wie ich Ihnen schon sagte. Sehr alt, faltige Haut, die Haare unmodern frisiert, und sie hatte über dieses Monster Befehlsgewalt. Das ist alles.«

»Gesehen haben Sie die Frau nie vorher?«

»Nein, wie sollte ich.«

»Irgend etwas muß sie mit diesem Hochhaus zu tun gehabt haben, das liegt klar auf der Hand. Sie will, daß die Bewohner ausziehen. Warum?«

»Das weiß ich auch nicht.«

John nickte. »Wenn wir das wüßten, Mister Barden, dann hätten wir aber das Motiv.«

»Ich bitte Sie, Herr Oberinspektor. Wer kann denn schon Interesse daran haben, daß ein Hochhaus abgerissen wird. Sicher, ich gebe zu, es ist ein Schandfleck in der Landschaft, aber man kann es doch jetzt nicht mehr zerstören. Das geht einfach nicht. Zu viele Menschen haben dort ihre Wohnung gefunden. Das ist ein Unding.«

»Im Prinzip haben Sie recht, Mr. Barden. Nur, wenn finstere Mächte

etwas durchsetzen wollen – und wir haben es in diesem Fall mit solchen zu tun –, dann nehmen sie auf Menschen oder gegebene Tatsachen kein bißchen Rücksicht. Darüber müssen Sie sich im klaren sein. Man darf die Warnung der alten Frau nicht auf die leichte Schulter nehmen. Sie verfolgt ein bestimmtes Ziel. Und dies mit der letzten ungeheuerlichen Konsequenz.«

»Das ist unmöglich. Innerhalb von drei Tagen können nicht alle Mieter ausziehen. Das ist doch technisch auch nicht drin.«

»Darum kümmern sich Dämonen nicht.« John zündete sich ebenfalls eine Zigarette an und sah nachdenklich den Rauchringen nach, während ihn Barry Barden beobachtete.

Plötzlich lächelte John Sinclair. »Und trotzdem hat dieses Ultimatum eine positive Seite.«

»Wieso?« Barry Barden blickte den Oberinspektor verständnislos an. »Das müssen Sie mir erklären.«

»Gern. Gestern hat die Alte ihre Bedingungen gestellt. Wir haben also noch zwei Tage Zeit. Das sind rund achtundvierzig Stunden, um Gegenmaßnahmen zu treffen. Folgendes: Ihr Bruder, Mr. Barden, ist ermordet worden, und die Wohnung, in der es passiert ist, ist bestimmt noch frei.«

»Ja, das glaube ich schon.«

»Okay, dann werde ich dort einziehen.«

»Was?« Bardens Augen wurden groß. »Sie wollen…?«

»Ich will mich praktisch in die Höhle des Löwen setzen und auch genau den Spiegel untersuchen. Meiner Meinung nach ist er ein transzendentaler Spiegel, also ein Tor in eine andere Dimension. Es gibt auf der Erde zahlreiche dieser Tore, man muß sie nur zu finden wissen.«

Barry Barden schüttelte den Kopf. »Ehrlich gesagt, Oberinspektor, das ist mir zu hoch, da komme ich nicht mit.«

John lächelte. »Schon gut. Ihnen geht es nicht allein so.« Der Geister-Jäger erhob sich.

Barry Barden stand ebenfalls auf. »Dann möchte ich Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen, Sir. Wenn Sie Fragen haben, ich wohne im Piccadilly-Hotel.«

»Okay, ich werde es mir merken.«

Barry Barden verabschiedete sich. Ein Mann, für den in den letzten Stunden eine Welt zusammengebrochen und der zum ersten Mal in seinem Leben mit dem Grauen konfrontiert worden war. John konnte ihn verstehen. Auch für ihn war es damals nicht einfach gewesen, die »Anderen« zu begreifen. Doch im Laufe der Jahre hatte John sie kennen und bekämpfen gelernt.

Er trat an das Fenster und blickte hinaus in den trüben, regnerischen Morgen.

Ende November.

John hatte an diesen Monat keine allzu guten Erinnerungen. Vor ungefähr drei Wochen hatte er den Schwarzen Würger gejagt und dabei seinen Wagen, einen silbermetallicfarbenen Bentley, zu Schrott gefahren.

Bisher hatte er noch keinen neuen. Wollte er irgendwohin, mußte er sich einen Dienstwagen nehmen. Und die waren mit dem Bentley nicht zu vergleichen.

John verließ sein Büro und ging zu Superintendent Powell, seinem Chef und direktem Vorgesetzten.

Powell hatte eine durchwachsene Laune. Das heißt, er brauchte zwar kein Magenwasser, fühlte sich aber auch nicht so wohl, daß er hätte Bäume ausreißen können.

»Alles klar?« wurde John begrüßt.

Der Oberinspektor schüttelte den Kopf. »Nein«, erwiderte er grinsend. Powells Augenbrauen hinter den dicken Brillengläsern schnellten in die Höhe.

»Erklären Sie das, Sinclair.«

»Ganz einfach. Ich bin noch nicht dazu gekommen, den Fall aufzulösen.«

»Für Witze habe ich keine Zeit.«

»Wann hatten Sie die schon, Sir.«

Powell räusperte sich. Er hatte für Johns Scherze kein Verständnis, gab aber auch offen zu, daß er auf die oft originellen Antworten nichts entgegnen konnte. Powell war eben zu sehr Beamter, aber ein glänzender Stratege. Vom Schreibtisch aus konnte er alles. John legte dem Superintendent den Fall noch einmal dar und rückte dann mit seinem Vorschlag raus.

»Ich werde in das Haus ziehen.«

»Und dann?«

»Müssen wir noch abwarten, Sir? Auf jeden Fall sehe ich nicht untätig zu, wie die Dämonen ihren Plan durchsetzen.«

Powell hob die Schultern. »Meinetwegen. Sie haben ja schon immer etwas ungewöhnliche Methoden gehabt, Sinclair. Die Hauptsache ist, Sie haben Erfolg.«

»Das will ich doch hoffen, Sir.«

»Ziehen Sie allein in das Apartment?«

»Nein.«

»Dann nehmen Sie den komischen Karateknaben mit?«

»Wenn Sie Suko damit meinen, dann liegen Sie richtig, Sir.« Powell schüttelte den Kopf. »Ich werde nie begreifen können, was Sie dazu veranlaßt hat, sich einen Gorilla zu nehmen. Oder meinetwegen auch einen Leibwächter oder Lakai.«

John schüttelte den Kopf. »Sie irren, Sir. Suko ist weder mein Lakai

noch mein Gorilla. Er ist ein gleichberechtigter Partner und haßt die Dämonen ebenso wie ich. Suko hat eine Aufgabe gefunden, in der er voll und ganz aufgeht. Ohne seine Hilfe hätte ich damals den Schwarzen Drachen nie in die Knie zwingen können.«

»All right, ich sag' ja nichts mehr. Aber ich höre wieder von Ihnen. Und passen Sie auf, John. Denken Sie an die Menschen, die in dem Haus wohnen. Ich glaube, keiner von uns würde es je verantworten können, wenn es zu einer Katastrophe kommt.«

John nickte. »Ich werde immer daran denken, Sir.«

Der Geister-Jäger ging wieder in sein Büro und rief Suko an. Der Chinese mit den stählernen Muskeln wohnte im gleichen Haus wie John Sinclair. Nur zwei Apartments weiter. Er hielt sich praktisch immer in Bereitschaft. Finanziell wurde er von Bill Conolly unterstützt, Johns bestem Freund. Bill war Millionär und ein ebenso großer Dämonenhasser wie John Sinclair.

»Ja«, meldete sich Suko.

»Ich bin's«, sagte John.

»Was gibt es?«

»Wir ziehen um, Suko.«

»So plötzlich?«

John mußte lachen. Dann erklärte er dem Chinesen seine Beweggründe. Er gab ihm auch zu verstehen, daß sie es diesmal mit äußerst gefährlichen Mächten zu tun hatten.

Suko war erfreut, mal wieder in den »Kampf« ziehen zu können. »Gut, ich werde dann alle nötigen Vorbereitungen treffen«, sagte er. »Ja, und pack auch die Spezialkoffer.«

»Geht in Ordnung.«

Es hatte einige Zeit gedauert, bis John ihm die legere Sprachweise angewöhnt hatte. Suko war eben noch zu sehr in seiner Tradition verwurzelt gewesen.

»Wann kommst du?« fragte der Chinese.

»So gegen fünfzehn Uhr. Ich habe vorher noch einen Termin bei dem Architekten des Wohnhauses. Vielleicht kann der mir mehr sagen. Halte dich auf jeden Fall für diese Zeit bereit.«

Suko versprach es, und John legte auf.

Er war ziemlich zuversichtlich, ahnte jedoch noch nicht, in welch ein Höllennest er da gestochen hatte…

***

Zimmer durfte man zu dem saalartigen Raum nicht sagen. Sondern nur Studio.

Genau das Wort stand auch in dunklen Kunststoffbuchstaben an der schleiflackweißen Eingangstür. Und darunter Lee Roy Jackson. L.R.J. wie er sich der Einfachheit halber nennen ließ, war Architekt.

Architekt und Designer, um genau zu sein.

Er empfing John Sinclair mit einem ungnädigen Lächeln, als wäre der Geister-Jäger in seinen Augen eine eklige Schmeißfliege.

»Dann nehmen Sie mal Platz, Polizist«, sagte der Architekt. Und John nahm Platz. Auf weißen Lederkissen, die reihenweise auf dem blauen Teppichboden herumlagen. Etwas deplaziert dagegen wirkte das Zeichenbrett, auf dem demonstrativ ein leeres Blatt aufgespannt war. Die Fenster der Wohnung ließen einen freien Blick auf die anderen Häuserfronten zu. Keine Gardine störte. Die Lampe an der Decke sah aus wie ein Schwan, der in den letzten Zügen liegt und noch einmal seinen Hals hebt.

Genau diesem Schwan glich der Architekt.

Er hatte seinen schmalhüftigen Körper in einen weißen Jeansanzug gepreßt. Unter dem himmelblauen T-Shirt zeigte sich nicht die Spur eines Bauchansatzes.

Lee Roy Jackson hielt nämlich auf Figur, schließlich sollte man ihm sein wahres Alter nicht unbedingt sofort ansehen.

John konnte den Knaben auch nur schätzen. Der Bursche mußte so zwischen fünfzig und sechzig Jahre alt sein. Sein graues Haar hatte er leicht toupiert, die Bräune im Gesicht stammte von der Höhensonne und konnte auch nicht die scharfen kleinen Falten verdecken. Bei näherem Hinsehen bemerkte John, daß L.R.J. die Augenbrauen nachgezogen hatte.

Ganz klar, der Architekt war von der anderen Fakultät. »Womit kann ich Ihnen dienen?« fragte Lee Roy Jackson blasiert.

»Sie haben doch das East-City-Hochhaus gebaut?«

Da hatte John aber etwas mit seiner Frage angerichtet.

Der Architekt hob flehend beide Hände. »Mein Gott, erinnern Sie mich nicht daran. Nein, nie mehr. Was mich das schon einen Ärger gekostet hat. Nie mehr baue ich so etwas. Es ist gar nicht mein Stil. Ich baue nur noch für Individualisten und berate sie auch bei der Einrichtung ihres Heims. Damals das Hochhaus, nun ja, ich war noch neu im Geschäft, aber heute habe ich mich etabliert.«

»Sie waren auf jeden Fall einer der verantwortlichen Architekten«, stellte John Sinclair fest.

L.R.J. nickte. »Das stimmt.«

»Deshalb bin ich auch hier.« John erlaubte sich ein spärliches Lächeln. »Und ich will von Ihnen etwas über das Haus wissen.« Jackson strich über sein toupiertes Grauhaar.

»Wieso?«

»Zum Beispiel, wem das Grundstück vorher gehört hat, auf dem das Haus gebaut worden ist.«

»Ach, das ist auch so eine Sache, sage ich Ihnen. Das war ein Theater, nein…«

»Erzählen Sie«, forderte John den Beau auf.
»Moment, ich muß ja erst mal überlegen, nicht.« Der Knabe überlegte und drapierte dabei seinen Zeigefinger auf die schmale, leicht gebogene Nase. John konnte den manikürten Fingernagel bewundern. »Also, der Grund und Boden war in Privatbesitz. Soviel ich weiß, gehörte er einer alten Dame. Miß Florence Barkley. Sie war Junggesellin und besaß ziemlich viel Land. Schon seit Generationen gehörte der Boden den Barkleys. Es hat lange gedauert, bis wir sie dazu überredet hatten, ihn an uns abzutreten.«
L.R.J. schwieg.
»Und was geschah dann?« forschte John.
»Tja, als wir es geschafft hatten, ist sie weggezogen. Aber nur unter Protest und wüsten Drohungen. Sie sagte, wir würden noch von ihr hören. Sie würde sich das nicht gefallen lassen, und hinter ihr stünden Mächte, die stärker wären als wir.« Der Architekt hob die Schultern. »Nun, das war alles Gerede einer senilen alten Frau. Sie ist auch dann wenige Monate nach dem Verkauf des Hauses verstorben.«
»Wo hat sie denn in der Zwischenzeit gewohnt?« fragte John. »In einem Altersheim. Ja, ich weiß es deshalb so genau, weil ich sie mal besucht habe, wegen einer Unterschrift, die noch zu leisten war. Der Besuch hat mich geschockt. Die Frau war kaum wiederzuerkennen. Sie sprühte vor Haß. Ich bin auch schnell wieder gegangen.«
»Sagen Sie mir den Namen des Altersheimes«, forderte der Oberinspektor.
»Sun-House in Chelsea.«
»Hm.« John nickte. »Ziemlich teurer Laden.« Er stand auf. »Okay, haben Sie vielen Dank für Ihre Auskünfte.«
L.R.J. lächelte. »Oh, Sie wollen schon gehen, Mister? Ich dachte, wir könnten noch privat ein wenig plaudern. Ich habe einen vorzüglichen Whisky hier.«
»Nein, danke«, wehrte John schnell ab. Dann grinste er. »Übrigens, Sie sollten die Heizung ausdrehen.«
»Wieso?«
»Hier ist es zu warm.«
Das Gesicht des Architekten verschloß sich. »Danke, ich habe verstanden.«
»Dann sind wir ja klar.« John nickte dem Mann noch einmal zu und verließ das Büro.
Draußen im Flur begegnete ihm ein Jüngling mit breiten Goldohrringen. Er hatte noch gesehen, daß John aus Jacksons Behausung gekommen war, und sofort verfinsterte sich sein Gesicht. Der Geister-Jäger blieb stehen. »Keine Eifersucht, mein Lieber. Ich war nur geschäftlich bei Ihrem Freund. Nicht zum Flirten.« Mit diesen Worten verschwand John Sinclair.

Er stieg in seinen Dienst-Austin und fuhr hinüber nach Chelsea, dem Londoner Prominenten-Vorort.

Er fuhr am Green Park vorbei, bog dann in die King's Road ein und hielt sich südlich. Am Sloane Square nahm er die Lowers Sloane Street, gondelte durch den Militärbezirk mit den zahlreichen Kasernen und befand sich wenig später am Ziel.

Das Altersheim befand sich inmitten eines weiträumig angelegten Parks, der um diese Jahreszeit bis auf einen Gärtner, der Laub von den Wegen kehrte, leer, war. Es gab auch einen Parkplatz. Und zwar neben dem um die Jahrhundertwende gebauten Haus.

Über eine Treppe betrat John Sinclair das Gebäude.

Hinter den Fenstern sah er die Gesichter der Heiminsassen. Sie alle zeichnete eins aus. Hoffnungslosigkeit und eine innere Leere. John lief ein Schauer über den Rücken. Nur nicht im Altersheim enden, dachte er.

Es gab eine Klingel, und schon wenig später wurde John geöffnet. Die Frau in den mittleren Jahren und dem streng gescheitelten schwarzen Haar stellte sich als Mrs. Pearson vor. Sie fragte John nach seinen Wünschen.

Der Oberinspektor präsentierte seinen Ausweis.

Das Gesicht der Frau wurde freundlicher. »Bitte, treten Sie ein, Sir.« Sie führte John in eine muffige Aufenthaltshalle. Die Einrichtung war zwar teuer, aber es fehlte die Wärme und vor allen Dingen das Licht. Hier schienen die Menschen wirklich nur zum Sterben hinzukommen. Ein beklemmender Gedanke.

Mrs. Pearson führte John in ihr Büro, einen winzigen Raum mit Schreibtisch, Aktenschrank und zwei Stühlen. Einen davon bot sie dem Geister-Jäger an.

Das Zimmer war überheizt. John zog seinen Mantel aus. »Womit kann ich Ihnen dienen?« wurde er gefragt.

»Es geht um eine ehemalige Heiminsassin. Florence Barkley lautet der Name.«

»Gütiger Himmel.« Die Frau schlug die Hände zusammen. »Hört das denn nie auf?«

»Ich verstehe nicht.«

»Wissen Sie, Oberinspektor, man soll Toten ja nichts Schlechtes nachsagen, aber diese Frau hat uns Nerven gekostet. Sie war von einer teuflischen Idee besessen. Sie glaubte nicht an Gott, sondern an den Satan. Sie wollte hier im Heim so eine Art von Schwarze Messe aufziehen, doch den Zahn haben wir ihr sehr schnell gezogen. Aber lockergelassen hat sie nicht. Immer wieder hat sie davon angefangen. Und sie hat oft von früher gesprochen. Als sie noch im eigenen Haus wohnte und was ihr alles gehört hatte.«

»Was hat sie denn genau gesagt?« fragte John.

»Das weiß ich nicht, Herr Oberinspektor. Aber ich kann Sie gern mit Mr. Plummer bekanntmachen. Er war der Freund von Florence Barkley.«

John lächelte. »Ja, das wäre nett.«

Über eine Sprechanlage gab die Heimleiterin einer Schwester Bescheid. Dann nickte sie John zu. »Mr. Plummer wird bald hier sein.«

Es dauerte drei Minuten.

John stand auf um dem alten Mann seinen Platz anzubieten. Plummer nickte dankend und setzte sich.

John schätzte ihn auf siebzig Jahre. Sein Haar war lang und schlohweiß, doch die Augen blickten noch sehr wachsam. Sie hatten eine seltsame, hellblaue Farbe.

Plummer trug einen dunkelbraunen Anzug und ein Hemd mit steifem Kragen.

John Sinclair stellte sich vor, und Plummer nickte nur.

Dann begann der Geister-Jäger mit seinen Fragen. Die Antworten kamen präzise, und John erfuhr am Anfang nicht viel mehr, als er schon wußte.

Doch dann bohrte John weiter, und in Plummers Augen trat ein eigenartiges begeistertes Leuchten.

»Ja«, sagte er, »sie war eine außergewöhnliche Frau und besessen von einer Idee. Man hatte ihr alles genommen, doch ihren Stolz und ihren Mut konnte man nicht kleinkriegen.«

»Wie war das denn mit dem Haus?« wollte John wissen. »Weshalb wollte sie es nicht verkaufen?«

Der Alte lachte. »Florence wollte die Menschen retten, deshalb hat sie sich so geweigert. Aber niemand hat auf sie gehört.«

»Das verstehe ich nicht, Sir, können Sie etwas deutlicher werden?«

»Ja, wie Sie wünschen. Ihr Haus war auf ungeweihter Erde gebaut worden. Dämonenerde, verstehen Sie?«

Als John nickte, lächelte Plummer. »Nein, Sie werden nicht verstehen. Ich habe am Anfang auch gezweifelt, aber Florence hat mich nach und nach überzeugt. Ich selbst habe in alten Büchern gelesen, welch ein wichtiger Ort dieser Boden für die anderen war.«

»Kann ich die Bücher mal sehen?«

»Nein. Florence hat sie vor ihrem Tod verbrannt. Sie wußte ja, daß sie sterben würde.«

»Woher?«

»Weil sie freiwillig aus dem Leben geschieden ist. Sie hat erst den Bau des Hochhauses abgewartet und dann den Trank des Todes zu sich genommen. Dieses Rezept hat sie mir aber nie verraten. Sie selbst hat den Trank um Mitternacht und bei Vollmond gebraut. Sie nannte ihn auch Nektar des Teufels.«

Johns Gesichtsausdruck war hart geworden. Das, was er hier hörte,

war keine Spinnerei. Die alte Florence Barkley hatte genau gewußt, was sie tat.

»Lassen Sie sich etwa von diesen Märchen beeindrucken, Oberinspektor?« fragte Mrs. Pearson.

John blickte die Heimleiterin ernst an, während der alte Plummer wissend vor sich hinlächelte.

»O doch, Mrs. Pearson, daran ist sehr viel Wahres. Florence Barkley hat genau gewußt, was sie tat.«

»Mir soll's egal sein«, erwiderte die Heimleiterin, die sich für eine realistische Frau hielt. »Nach ihrem Tode ist es jedenfalls bei uns viel ruhiger geworden.«

»Glauben Sie denn, daß sie tot ist?« fragte Plummer plötzlich. Augenblicklich wandten sich ihm zwei überraschte Gesichter zu. »Wie kommen Sie dazu, solch eine dumme Bemerkung zu machen, Mr. Plummer?« sagte die Frau. »Sie ist tot und damit fertig.«

Doch der Alte lächelte sein wissendes Lächeln weiter.

John wollte es genau wissen. »Erzählen Sie mal, Mr. Plummer.«

»Nein, Sir. Ich habe genug gesagt. Aber ich bin sicher, wir werden noch von Florence hören.«

Wir haben schon, fügte John in Gedanken hinzu, hütete sich aber, ein Wort zu sagen. Statt dessen fragte er die Heimleiterin. »Wo liegt Florence Barkley begraben?«

»Auf unserem Friedhof.«

»Wieso? Haben Sie einen eigenen?«

»Ja, er gehört zu unserem Grundstück – und… äh… nun ja, die Insassen suchen sich schon meist zu Lebzeiten ein Grab aus, in dem sie liegen wollen.«

»Makaber«, meinte der Oberinspektor.

»Oft sind alte Leute eben wunderlich.«

»Kann ich das Grab der Florence Barkley sehen?« erkundigte sich John Sinclair.

»Sicher.«

»Aber ich gehe auch mit«, sagte der alte Plummer schnell. »Ich habe heute sowieso noch nicht meinen Besuch bei ihr gemacht.«

»Darum wollte ich Sie gerade bitten.« John half dem alten Mann vom Stuhl hoch.

»Ja, ja, Sir. Die Knochen wollen nicht mehr so. Wird wohl Zeit, daß ich der guten Florence folge.«

»Na, so schlimm ist es auch wieder nicht.«

»Das sagen Sie so, junger Mann. Der Tod kann plötzlich von einer Sekunde zur anderen zuschlagen. Aber was nützt das Philosophieren, kommen Sie.«

Der alte Plummer holte noch seinen Mantel, und dann gingen er, Mrs. Pearson und John Sinclair zum Grab.

Der Weg führte hinter dem Haus vorbei. Längst hatten Bäume und Sträucher ihre Blätter verloren. Der Park wirkte trostlos, wie eine Totenlandschaft.

Anklagend ragten die Gäste in den trüben Spätherbsthimmel. Sie sahen aus wie braune Finger.

Es waren doch noch einige Menschen im Park. Sie grüßten, sahen John aber mißtrauisch an.

Der kleine Friedhof war von einer Mauer umgeben. Sie hatte etwa Brusthöhe und bestand aus Bruchsteinen. Moos war gewachsen, und Efeu rankte an ihr hoch.

Das kleine Tor stand offen. Direkt dahinter sah John einen großen viereckigen Stein, in den zwei Figuren eingehauen waren. Es war der Tod, und er gab einem lebenden Menschen die Hand, um ihn in sein Schattenreich zu ziehen.

John betrat als letzter den Friedhof. Laub raschelte unter seinen Sohlen. Die Gräber waren sehr gepflegt, auch jetzt noch arbeiteten einige Heiminsassen an den letzten Ruhestätten. Auf einigen Gräbern brannten kleine Lampen. Symbole, die das ewige Licht darstellen sollten.

Sie bogen in einen schmalen Nebenweg ein.

»Das letzte Grab in dieser Reihe ist es«, sagte der alte Plummer. Er ging vor. John wunderte sich über seine schnellen Schritte. Plummer schien es ziemlich eilig zu haben.

Und dann blieb er plötzlich stehen. Fast wäre der Oberinspektor auf ihn gelaufen. Neben ihm stieß Mrs. Pearson einen leisen Ruf der Überraschung aus.

Auch John konnte seine Verwunderung nicht verbergen. Sie standen jetzt dicht vor dem Grab der Florence Barkley, und jeder sah, daß das Holzkreuz völlig zersplittert war, als hätte jemand es mit einer Axt mutwillig zerstört.

Aber John glaubte an diese Möglichkeit nicht, und die Worte des alten Plummer bewiesen ihm, daß er damit recht hatte.

»Die Zeit ist gekommen«, flüsterte Plummer. »Endlich. Sie hat es versprochen. Wenn das Kreuz zusammenbricht, ist die Stunde des Satans da…«

***

»Was reden Sie denn da für einen Unsinn, Plummer!« herrschte Mrs. Pearson den alten Mann an. »Das Kreuz wird durch einen Windstoß umgefallen sein. Es ist…«

»Nein, nein, nein.« Aufgeregt schüttelte Plummer den Kopf. »Das war kein Windstoß, außerdem hätte der Wind es ja nicht so zersplittern können. Das ist Florence Barkleys Rache. Glauben Sie mir, Mrs. Pearson. Wir werden noch einiges von ihr zu hören bekommen. Davon

bin ich fest überzeugt.«

Plummers Stimme hatte sich immer mehr gesteigert. Vor Aufregung fuchtelte der Mann mit beiden Händen herum. Die anderen Besucher des Friedhofs waren schon aufmerksam geworden und sahen neugierig zu der kleinen Menschengruppe herüber.

John Sinclair hatte ruhig zugehört. Jetzt schob er sich an seinen beiden Begleitern vorbei und trat dicht an das Grab.

Hinter seinem Rücken hörte er Plummer reden. »Wirklich, Mrs. Pearson, das sind die Zeichen. Florence hat es selbst immer wieder gesagt. Sie hat ihren Tod geahnt, und sie wußte genau, was auf sie zukommen würde. Sie hat sich sogar«, und jetzt senkte sich die Stimme des Mannes zu einem Flüstern, »selbst schon im Grab liegen sehen, Mrs. Pearson.«

»Jetzt machen Sie aber mal einen Punkt, Mister Plummer, und hören Sie mit dem dummen Geschwätz auf. Was soll denn der Herr Oberinspektor von Ihnen denken?«

John Sinclair hatte von den weiteren Reden des alten Mannes keine Notiz genommen. Er war in die Knie gegangen, um sich das Grab der Frau genau anzusehen.

Das Kreuz war auf das Grab gekippt. Senkrecht war es in zwei Teile gespalten worden, als hätte der Blitz eingeschlagen. Die Schrift auf dem Kreuz war verblaßt. John konnte von Florence Barkleys Namen nur noch einige Buchstaben lesen.

Zu Anfang hatte er angenommen, daß die Tote dem Grab entstiegen wäre. Es wäre nicht das erstemal gewesen. John hatte vor gar nicht allzu langer Zeit Ähnliches erlebt. Aber hier war das nicht der Fall. Die Erde war flach und beinahe glatt, wenn auch etwas eingefallen. Welke Stiefmütterchen ließen die Köpfe hängen. Sogar die Metallvase stand noch in der Erde. Erst am gestrigen Tag hatte Mr. Plummer sie mit frischen Blumen bestückt. John roch die feuchte kalte Erde. Er wollte sich schon erheben und den Rückweg antreten, als etwas Seltsames, Unheimliches geschah. Die erdige Oberfläche des Grabes wurde plötzlich durchsichtig. Gleichzeitig verspürte John in seinem Schädel ein stechendes Brausen, das immer mehr anschwoll. Wie von unsichtbaren Händen gezogen neigte sich sein Kopf dem Grab entgegen.

Was er zu sehen bekam, ließ ihn vor Entsetzen starr werden. Er konnte jetzt bis zum Grund des Grabes blicken, erkannte den einfachen Fichtensarg, dessen Deckel zum Teil schon von dem Druck der Erdmassen eingedrückt worden war, und er sah die Leiche in der Totenkiste.

Sie war schon skelettiert!

Das Skelett schien in einer rötlichen Lichtaura zu schwimmen. Leer glotzten die Augenhöhlen, und es kam dem Geister-Jäger vor, als wäre

der Mund zu einem triumphierenden Grinsen verzogen.

Ja, jetzt sah er es ganz deutlich.

Die skelettierten Kiefer bewegten sich, so als würde ihm das Knochengerippe etwas sagen wollen.

Und dann hob es die Hand.

Die blanken Finger fuhren einfach durch das Holz des Sarges, als wäre es gar nicht vorhanden. Sie drehten sich und formten eine drohende Faust.

John konnte sich nicht rühren. Hypnotisiert starrte er auf das schreckliche Bild.

Welch schreckliche magische Kräfte waren hier mobilisiert worden! Und dann – von einem Augenblick zum anderen – war alles wieder normal.

Die rote Lichtaura verblaßte, und noch in der gleichen Sekunde türmte sich wieder die Erde über der Totenkiste auf.

Tief sog John Sinclair den Atem ein. Er fühlte, wie sein Herz schneller schlug. Ein eiserner Reif schien seine Brust zu umspannen. »Ist Ihnen nicht wohl, Herr Oberinspektor?«

Die Stimme der Heimleiterin schien aus weiter Entfernung zu kommen. Eine Hand legte sich auf Johns Schulter.

Der Geister-Jäger drehte den Kopf.

»Mein Gott«, sagte Mrs. Pearson, »Sie sind ja ganz blaß.« John erhob sich ächzend. Automatisch klopfte er sich den Dreck von den Hosenbeinen.

»Soll ich Ihnen einen Arzt holen?«

John Sinclair lächelte. »Nein, danke. Es ist nichts.« Er wischte sich über die Stirn. »Aber haben Sie nichts bemerkt?«

»Was denn?« fragte die Heimleiterin.

»Ist schon gut, Mrs. Pearson. Vielen Dank, daß Sie mir das Grab gezeigt haben.«

»Tja, also ich meine«, Mrs. Pearson wußte auch nicht mehr, was sie sagen sollte.

Der alte Plummer zupfte John am Ärmel seines Jacketts. »Glauben Sie mir denn, Herr Oberinspektor?«

John Sinclair blickte Plummer ernst an. »Ja, ich glaube Ihnen, was Sie erzählt haben. Und mag es noch so ungeheuerlich klingen.«

»Ich sehe, Sie sind ein Mann, der Ahnung hat«, erwiderte Plummer und nickte anerkennend. Er bedachte die Heimleiterin mit einem zufriedenen Blick. Und sie verstand plötzlich die Welt nicht mehr.

***

Suko empfing John Sinclair mit einem vorwurfsvollen Blick auf die Uhr.

»Du hast dich verspätet, mein Lieber«, sagte er. »Und das um eine

Viertelstunde.«
John hängte den Mantel an den Haken. »Ich wurde aufgehalten.«
»War sie blond?«
»Nein.« Der Geister-Jäger grinste. »Sie hatte gar keine Haare mehr. Der Schädel war skelettiert.«
Suko mußte schlucken. »Was war los?«
»Komm mit in den Living-room, dann erzähle ich es dir.« John ließ sich in einen Sessel fallen. Suko hatte die beiden Koffer schon gepackt. Sie standen auf dem Boden. Einer war geschlossen, bei dem anderen war der Deckel noch hochgeklappt.
Es war Johns Spezialkoffer. Er enthielt allerlei Gegenstände, die für eine erfolgreiche Dämonenbekämpfung unerläßlich waren. Von innen mit Samt ausgeschlagen, war er unterteilt in mehrere kleine Fächer. In einem lag Johns Beretta, eine Pistole, die mit Silberkugeln geladen war. Es gab auch noch den silbernen Dolch, der so ausbalanciert war, daß man ihn auch als Wurfwaffe benutzen konnte. In einem Kästchen lag die magische Kreide, hergestellt aus bestimmten Tierfetten. Sogar ein kleiner Flakon mit Weihwasser war vorhanden und selbstverständlich auch vorn zugespitzte Holzpflöcke, mit denen man Vampire endgültig ins Totenreich schicken konnte.
»Wenn wir vor dem Dunkelwerden da sein wollen, müssen wir uns beeilen«, sagte Suko.
John nickte. »Ich weiß.« Er gönnte sich eine Entspannungszigarette und blickte Suko an. Manchmal wirkte er auf ihn wie ein exotischer Fremdkörper. Suko hatte ein Gesicht, das an einen breiten Pfannkuchen erinnerte, dazu kleine Schweinsäuglein, die noch geschlitzt waren und fast hinter den Fettwülsten verschwanden. Meist kerbte ein breites Grinsen Sukos Gesicht. Seine spärlichen schwarzen Haare lagen glatt auf dem quadratischen Schädel. Am Körper schien Suko nur aus Muskelsträngen zu bestehen. Selbst unter dem etwas weit geschnittenen Sakko war zu sehen, welche Kraft in diesem Mann steckte.
»Du hattest Ärger«, stellte Suko lakonisch fest.
»Ja.«
John erzählte seinem neuen Freund die Geschichte. Er konnte Suko voll und ganz vertrauen. Er wußte, daß dieser Mann sein Leben hergeben würde, um Johns damit zu retten.
»Das sieht nach einer bösen Überraschung aus«, meinte der Chinese, trat ans Fenster und sah nach draußen. »Weißt du denn, wo wir den Hebel ansetzen können?«
»Ja, im Haus.«
»Okay. Aber wir müssen warten, bis die anderen angreifen.«
»Das stimmt.« John stand auf. Mit der Hand schlug er den Deckel des Koffers zu. »Die Schlüssel von James Bardens Wohnung habe ich

besorgt. Ich hoffe, daß in ein, zwei Tagen alles ausgestanden ist.« John nahm den Spezialkoffer. Den anderen klemmte sich Suko unter den Arm.

Mit dem Lift fuhren sie nach unten in die Tiefgarage. Dort, wo sonst der Bentley gestanden hatte, parkte jetzt ein Austin.

John fuhr selbst, während Suko es sich auf dem Beifahrersitz bequem gemacht hatte.

Es hatte angefangen zu schneien. Die Flocken wirbelten vom bleigrauen Himmel, tupften gegen die Frontscheibe und schmolzen. John mußte die Scheinwerfer anschalten.

Es wurde eine Schleichfahrt, und als sie etwa eine Stunde später vor dem Hochhaus eintrafen, war es schon dunkel.

Sie stellten den Wagen auf den Parkplatz.

Hinter den meisten Fenstern des Hauses brannte Licht. Der Schein fiel in die Nacht und ließ die Schneeflocken aussehen wie glitzernde Körner.

Auf den Rasenflächen zwischen den einzelnen Parkstreifen hatte sich eine weiße Schicht gebildet. Sie reflektierte das Licht der Parkplatzlampen. Matsch lag auf dem Asphalt. Er war glitschig. John und Suko mußten achtgeben, daß sie nicht ausrutschten.

Sie beeilten sich, in das schützende Innere des Hochhauses zu kommen.

Unten im Flur lungerten einige Männer herum. Einer von ihnen hatte eine Kamera vor der Brust baumeln. John kannte den Mann. Es war Ted Storni, ein Skandalreporter.

»Mist, der hat mir gerade noch gefehlt«, schimpfte der Oberinspektor. Storm hatte sich umgewandt, als hinter ihm die Glastür aufgestoßen worden war.

Jetzt huschte ein Grinsen über seine Lippen. Dabei entblößte er ein unansehnliches Pferdegebiß.

»Ist es denn die Möglichkeit, Oberinspektor Sinclair. Wollen Sie hier einziehen?« Er deutete auf die Koffer und machte schon die Kamera schußbereit.

Die anderen drei Männer in seiner Nähe waren ebenfalls aufmerksam geworden.

John hob die Hand. »Kein Kommentar, Storm.«

Der Reporter begehrte auf. »So nicht, Oberinspektor. Die Menschen haben ein Recht darauf zu erfahren, wie…«

»Ja, ja, ich kenne die Leier. Am besten ist es, Sie verschwinden wieder, Storm. Hier gibt es sowieso nicht viel zu sehen.«

Der Reporter lachte. »Das glaube ich nun wieder nicht, Sinclair. Langsam hat es sich nämlich herumgesprochen, daß, wenn Sie in der Nähe sind, immer etwas passiert. Also los, nur eine Frage: Was hat Sie hergeführt?«

John gab keine Antwort, sondern ging zum Lift. Suko blieb wie ein Schatten neben ihm.

Als die vier Reporter nicht locker ließen, wurde der Chinese energisch. Er packte Storm am Kragen seines Revers und drückte ihn gegen die mit Kritzeleien beschmierte Wand. »Noch ein dummes Wort, Freund, und ich zerquetsche dich wie eine Laus.«

Storm war blaß geworden. »Das ist Beeinträchtigung der Pressefreiheit. Ich werde mich beschweren. Sie hören noch von mir.« Einer seiner Kollegen wollte Suko wegziehen, doch der Chinese wischte ihn zur Seite. Er hatte seiner Meinung nach nur sanft gestreichelt. Der Reporter flog an die gegenüberliegende Wand.

»Suko!« sagte John scharf. Der Chinese ließ Ted Storm los, der wütend die Fäuste hob.

»Das zahle ich Ihnen heim, Sinclair, verlassen Sie sich darauf!«

John hatte inzwischen den Lift geholt. Mit ihm und Suko stiegen noch zwei weitere Hausbewohner ein. Es waren beides Männer in den mittleren Jahren. Sie hatten die Auseinandersetzung mit den Reportern teilweise mitbekommen.

»Also, seitdem diese Ungeheuer aufgetaucht sind, ist hier der Teufel los«, sagte einer von ihnen. »Laufend wird man von diesen neugierigen Reportern angequatscht. Als wenn man nicht so schon genug am Hals hätte. Ist doch so – oder?«

John nickte. »Natürlich.«

Im achten Stock stiegen er und Suko aus. Auf dem langen Flur spielten zwei Kinder. Als sie sahen, daß John in die Bardensche Wohnung wollte, kamen sie angelaufen.

»Da dürfen Sie nicht rein, Mister!« sagte ein etwa siebenjähriger Knirps mit strohblondem Wuschelkopf. Sein Spielkamerad – ungefähr im gleichen Alter – nickte ernst.

John lächelte. »Und warum nicht?«

»Da war die Polizei. Meine Mummy hat gesagt, da ist jemand totgemacht worden. Ich hätte Angst, Mister.«

»Habe ich auch.« John streichelte die Wange des Jungen. »Am besten, ihr beiden geht jetzt wieder zu euren Eltern. Es ist ja schließlich schon spät.«

»Meine Mummy ruft uns aber«, sagt der Knirps wieder. »Dann ist es ja gut.«

John hatte Suko die Schlüssel gegeben. Der Chinese hatte inzwischen die Wohnung aufgeschlossen. Er winkte John zu.

»Mann, sieht der aber aus«, meinte der Junge ehrfurchtsvoll. »Ist der stark, Mister?«

»Und wie«, erwiderte John. Dann betrat auch er die Wohnung. Es roch muffig. Da die Wohnung nicht mehr bewohnt war, hatte auch niemand gelüftet. Im Bad waren noch die Kreidestriche zu sehen.

Genau dort, wo die Leiche gelegen hatte.
John ging in den Living-room. Das Mobiliar entsprach nicht seinem Geschmack. Zu sehr Katalog. Couch, Schrank, Tisch, zwei Sessel, ein Fernseher und eine Hausbar. Alles wohlgeordnet und geometrisch hingestellt.
Gardinen hingen nicht vor den Fenstern. James Barden hatte keine Angst zu haben brauchen, daß ihm jemand in die Wohnung sah. Es gab kein unmittelbares Nachbarhaus.
»Ich wäre ja dafür, wir lüften mal«, sagte Suko und war schon auf dem Weg zum Fenster.
»Das wollte ich dir gerade vorschlagen«, meinte John. Er zog seinen Mantel aus und hängte ihn an die Garderobe.
Suko stand vor dem Fenster. Es war groß und zweiflügelig. Die Rahmen bestanden aus einer Aluminium-Metall-Legierung. Suko drückte den Hebel der rechten Scheibe nach unten und zog den Flügel, so weit es ging, auf.
Frische Nachtluft strömte ins Zimmer, verdrängte den schalen, abgestandenen Gestank.
Suko lehnte sich aus dem Fenster und pumpte die Nachtluft in seine Lungen. Er konnte von seinem Standort aus bis hinüber zu der hellerleuchteten Londoner City sehen. Es war ein beeindruckendes Panorama. Es hatte wieder aufgehört zu schneien. Unten auf der Zufahrtstraße fuhren die Wagen dicht hintereinander.
Feierabendverkehr.
Suko war so in den Anblick der Autoschlange vertieft, daß er den Schatten nicht wahrnahm, der plötzlich mit ungeheurer Geschwindigkeit heranschoß und an Suko vorbei durch das offene Fenster ins Zimmer flog.
Blitzschnell drehte der Chinese sich um. Im letzten Moment hatte er noch etwas mitbekommen.
Gleichzeitig weiteten sich seine Augen.
Auf dem schmalen Couchtisch hockte eine riesige Fledermaus. Ein Vampir!

***

Suko starrte das gräßliche Fabeltier an, prägte sich jede Einzelheit des unheimlichen Besuchers ein. Sekundenbruchteile nur dauerte das gegenseitige Anstarren.
Suko sah das vorn spitz zulaufende, weit aufgerissene Maul der Fledermaus, die dolchartigen Zähne und die roten blutigen Augen, mit denen das Monster den Chinesen fixierte.
Dann griff es an!
Riesig waren die ausgebreiteten, wie Leder wirkenden Flügel. Sie nahmen fast die gesamte Breite des Zimmers ein. Von einem Regal

wurden Bücher geworfen, zwei Flaschen kippten zu Boden, eine davon zerbrach.

Zwei Schläge mit den Flügeln nur, und das Monster hatte Suko erreicht.

Der Chinese warf sich vor. Er wartete nicht erst, bis die Fledermaus über ihm war. Er selbst ging auch zum Kampf über. An der Decke zersplitterten drei Lampenschalen. Der Flügelschlag hatte sie gestreift. Die Splitter regneten zu Boden.

Der Chinese und das Fledermausmonster prallten zusammen. Suko hieb mit der hornigen Handkante nach dem häßlichen Maul, traf, und der Blutsauger begann wütend zu fauchen. Die breiten Schwingen fielen zusammen. Wie ein großer, dunkler Mantel breiteten sie sich über Suko aus.

Der Chinese wurde von dem Druck zu Boden gepreßt. Die Fledermaus besaß gewaltige Kräfte. Wieder stießen Sukos Hände vor, trafen auch, doch die Fledermaus zeigte keine Wirkung. Im Gegenteil, sie wurde nur noch mehr angestachelt.

Wie aus weiter Ferne hörte Suko John Sinclairs Ruf. Er konnte nicht darauf reagieren, denn er hatte alle Hände voll zu tun, die blutgierigen Zähne von seinem Hals fernzuhalten.

Suko kämpfte verzweifelt gegen die übermenschlichen Kräfte des Ungeheuers an. Er war auf den Rücken gedrückt worden, jetzt gelang es ihm aber, die Beine anzuziehen. Er krümmte seinen Körper und ließ die Beine noch in der gleichen Sekunde wieder vorschnellen. Sukos Sohlen klatschten gegen die lederartige Flügelhaut. Der Chinese bekam für einen Augenblick Luft, die höllisch spitzen Zähne verschwanden von seinem Hals, und es gelang Suko, den rechten Flügel zu packen.

Mit beiden Händen!

Er riß den Flügel mit einer gewaltigen Kraftanstrengung auseinander. Der Höllenbote stieß ein beinahe menschliches Schreien aus. Wild begannen die Flügel zu schlagen, wobei der rechte wie ein zerrissenes Stück Papier auseinanderklaffte.

Suko sprang keuchend auf die Füße.

Er sah John Sinclair im Zimmer stehen. Der Geister-Jäger hatte sich, als die Fledermaus ins Zimmer geflogen war, im Bad befunden. Der Lärm aus dem Living-room hatte ihn alarmiert. Wie ein Irrwisch war John in den Raum gestürzt.

Er sah Suko kämpfen, konnte ihm aber im Moment nicht helfen, da die Fledermaus nicht mit normalen Mitteln zu besiegen war. John hechtete zu seinem Spezialkoffer.

Zwei Bewegungen mit den Daumen, und der Deckel schnappte hoch. Blitzschnell packte sich John einen vorn zugespitzten Holzpflock und kreiselte herum.

Die Fledermaus taumelte kreischend und fauchend durch das Zimmer. Sukos verzweifelte Gegenwehr hatte sie aus dem Konzept gebracht. Der kleine Couchtisch kippte um. Mit dem linken gesunden Flügel fegte sie zwei Bilder von den Wänden.

John Sinclair hielt den Holzpflock stoßbereit in der rechten Hand. Suko wollte ebenfalls wieder in den Kampf eingreifen, doch John scheuchte ihn mit einer hastigen Handbewegung zurück. Das war seine Sache!

»Schließ du das Fenster!« rief der Geister-Jäger dem Chinesen zu. Dann näherte sich John Sinclair der blutgierigen Bestie. Sie war bis zum Schrank zurückgewichen. Noch immer wischte der gesunde Flügel durch die Luft. Der Zug wirbelte Johns Haare durcheinander. Ein Schlag mit dem Flügel, und er wäre quer durch das Zimmer geworfen worden.

Im Gesicht des Oberinspektors stand eiserne Entschlossenheit. Er würde diesem Vampir den Garaus machen.

Die Laute, die aus dem Maul der Bestie drangen, schienen direkt aus der Hölle zu stammen. Die Fledermaus suchte nach einem Ausweg aus der für sie gefährlichen Situation.

John wog den Pflock in der Hand. Endlose Sekunden vergingen. Dem Geister-Jäger war klar, daß er nicht so dicht an die Fledermaus herankommen konnte, um ihr den Pflock in die Brust zu rammen. Er mußte ihn wie eine Lanze werfen.

Urplötzlich schnellte John Sinclairs Arm vor.

Der wohlausbalancierte, zugespitzte Vampirpfahl zischte durch die Luft und bohrte sich mit einem satten Geräusch dicht unterhalb des gräßlichen Vampirmauls in den Leib des Höllenboten. Wie angewurzelt war John stehengeblieben.

Und dann geschah das, wovor der Geister-Jäger sich immer wieder schüttelte.

Die Verwandlung vom Vampir zum Menschen.

In Sekundenschnelle schrumpften die Flügel zusammen. Die lederartige Haut wich, der Körper streckte sich, nahm menschliche Formen an, aus dem gräßlichen Maul wurde ein normales Gesicht. Das Gesicht eines Mannes.

Langsam rutschte der Verwandelte am Schrank herunter. Zwei Schlüssel brachen knirschend ab.

Mit einem dumpfen Laut fiel der Mann auf den Boden. Der Vampirpfahl steckte jetzt in der Brust. Aber kein Tropfen Blut quoll aus der Winde. Der Vampir war blutleer gewesen und auf der Suche nach frischem Lebenssaft.

Das Gesicht wirkte kalkweiß, war eingefallen. Der linke Arm des Mannes stand seltsam verdreht vom Körper ab. Dort hatte Suko den Flügel eingerissen.

Der Chinese war neben John getreten. Plötzlich stieß er den Oberinspektor an.
»Den kennen wir doch«, sagte er leise und deutete auf den Toten.
»Ja«, gab John heiser zurück. »Den kennen wir. Er ist vorhin im Fahrstuhl mit uns hochgefahren…«

***

Lee Roy Jackson trank einen doppelten Cognac. Den hatte er jetzt mehr als nötig. Himmel, waren die vergangenen Stunden anstrengend gewesen. Sie hatten ihn regelrecht genervt.
Erst der Ärger mit einem Kollegen, dann der Besuch des Oberinspektors, und zum Schluß noch die Ankunft eines Freundes, der von ihm Geld haben wollte.
Aber Lee Roy war hart geblieben. Er konnte zwar gut leben, aber eine Leihanstalt war er auch nicht. Der Freund war dann gegangen und hatte sogar wüste Drohungen ausgestoßen.
Lee Roy war mit sich und der Welt unzufrieden. Auf niemanden konnte man sich mehr verlassen.
Der Architekt stellte das leere Glas weg und verließ sein Atelier. Über eine Holztreppe gelangte er in seine eigentlichen Wohnräume, wo sich auch die Dusche befand.
Die Kacheln waren in türkis gehalten, flauschige, daunenweiche Teppiche bedeckten den Boden. Die Duschkabine war ebenfalls gekachelt. Das Wasser strömte aus vier verschiedenen Düsen. In einer in die Wand eingebauten Nische standen allerlei Duftwässerchen und Badeschaummittel.
Was ein Mann eben so brauchte…
Lee Roy Jackson knipste das Licht in der Dusche an. Es erstrahlte nicht einfach nur eine kalte Leuchtstoffröhre – nein, die Scheinwerfer waren in die Wände eingelassen. Verschiedenfarbige Glasplatten vor den Leuchtkörpern machten das Duschen zu einem extravaganten Vergnügen.
Wer hier duschen durfte, zählte zu Lee Roys besonderen Freunden. Der Architekt hatte seinen Hausmantel schon übergestreift. Er war aus Rohseide und hatte ein kleines Vermögen gekostet.
Achtlos ließ Lee Roy Jackson den Mantel zu Boden gleiten. Nackt stand er vor einem großen Spiegel, betrachtete sein Ebenbild und nickte zufrieden.
Ja, er konnte sich mit seinen achtundfünfzig Jahren noch sehen lassen. Kein Gramm Fett an seinem Körper, die Haut noch straff und nicht faltig. Dazu von der Höhensonne vom Scheitel bis zur Sohle gebräunt. »Nimm deinen Anblick ruhig noch einmal in dich auf, du Schönling«, flüsterte plötzlich eine Stimme. »Lange wirst du dich daran nicht mehr erfreuen können.«

Lee Roy kreiselte herum.
Jemand mußte sich in der Dusche befinden.
Doch sie war leer.
»Langsam werde ich schon verrückt«, sagte der Architekt. Fahrig strich er sich über sein Gesicht. »Der Tag war heute doch wohl etwas zu viel für mich.«
Plötzlich fühlte er, wie etwas seinen Rücken berührte.
Eine Hand.
Eiskalt.
Lee Roy zuckte zusammen, als habe er einen elektrischen Schlag erhalten.
Wieder drehte er sich.
Abermals das gleiche.
Niemand war zu sehen.
»Ich bin doch nicht betrunken«, murmelte er, konnte aber nicht vermeiden, daß die Angst in ihm hochkroch. Eine Angst, die sich langsam in Grauen umwandelte.
Und doch wollte Lee Roy Jackson nicht auf seine abendliche Dusche verzichten. Er stieg in das knöchelhohe Becken, drehte die Mischbatterie auf die richtige Temperatur – für ihn dreißig Grad – und stellte die vier Düsen an.
Das wohltemperierte Wasser kam von oben, von unten und von beiden Seiten.
Lee Roy schloß die Augen. Eine Minute lang ergab er sich den lauwarmen Wasserstrahlen. Dann stellte er die Dusche ab und griff nach der nierenförmigen Glasflasche mit dem Haarwaschmittel. Er drehte den Verschluß auf und wollte etwas von der dicken, gelblich schimmernden Flüssigkeit auf seine linke Handfläche fließen lassen, als ihn der Schock bis in die Zehenspitzen traf.
Vor ihm stand eine Frau.
Ein Geist…
Die Flasche rutschte dem Architekten aus der Hand und zersplitterte auf dem Boden.
Mit weit aufgerissenen Augen starrte Lee Roy auf die Frauengestalt, die es gar nicht mehr geben durfte, die schon längst in ihrem Grab liegen und vermodern mußte.
Die Frau war Florence Barkley!
Sie sah aus wie zu Lebzeiten. Oder fast so. Das weiße Haar war im Nacken zusammengeknotet. Das lange, bis zum Boden reichende Kleid besaß an Saum und Ärmel weiße Borten. Sie hatte es immer getragen, wenn Lee Roy bei ihr zu Besuch war. Nur das Gesicht war noch faltiger, noch älter geworden, und die Augen besaßen einen seltsamen kalten, gnadenlosen Glanz.
Es waren Mörderaugen.

»Kennst du mich noch, Lee Roy Jackson?« fragte die Geisterfrau mit hoher, etwas krächzender Stimme.

Der Architekt konnte nicht antworten. Er nickte stumm.

Die Frau trat einen Schritt vor, auf die Dusche zu. Dabei gerieten die um den Hals hängenden Perlenketten in Bewegung, mußten eigentlich gegeneinander klirren, doch nicht ein Laut war zu hören.

Ja, Florence Barkley war eine Erscheinung aus einer anderen Welt. »Du weißt, weshalb ich gekommen bin?«.

Lee Roy schüttelte den Kopf. Wenn ihm doch jetzt jemand zu Hilfe kommen würde, aber daran war nicht zu denken. Er hatte alle Termine abgesagt, wollte an diesem Abend allein sein.

Und jetzt diese unfaßbare Begegnung.

Florence Barkley hob beide Hände. »Du warst dumm, Lee Roy Jackson. Du hast dein Leben einfach weggeworfen. Ich hatte dich gebeten, dieses Hochhaus nicht zu bauen. Du hast nicht auf mich gehört. Ich habe gefleht. Du hast mich ausgelacht. Doch dann habe ich grausame Rache geschworen. Du hast nicht auf mich gehört. Im Gegenteil, du hast mich hinausgeworfen, als ich bei dir gewesen bin. Jetzt ist die Stunde der Abrechnung gekommen. Das Hochhaus ist auf unheiliger Erde gebaut worden. Schon seit Jahrhunderten huldigen die Barkleys dem Satan. Bei ihnen hatte er immer eine Zuflucht gefunden, und jetzt, da ihm diese Zuflucht genommen worden ist, wird er grausame Rache üben. An dir und an den Menschen, die in dem Haus wohnen.«

Lee Roys Lippen begannen zu zittern. »Was… was soll das heißen?« hauchte er.

»Du wirst sterben!«

»Neiiinnn!« Lee Roy Jackson ballte die Hände zu Fäusten. Wild schüttelte er den Kopf. Sein Gesicht verzerrte sich zur Grimasse. »Ich will aber nicht sterben! Ich will nicht!!!«

»Doch, mein Freund«, sagte Florence Barkley beinahe sanft. »Es führt kein Weg daran vorbei.« Und dann – urplötzlich – fragte sie: »Was hat er von dir gewollt?«

Der Architekt schluckte. »Wer?«

»Dieser blondhaarige Mann von heute nachmittag.«

»Oberinspektor Sinclair?«

»Von der Polizei?« erkundigte sich die Geisterfrau.

»Ja.«

Florence lächelte. »Er wird nicht mehr lange zu leben haben«, meinte sie. »Also, was hat er dich gefragt?«

»Er… er hat sich über das Haus erkundigt. Er hat auch gefragt, was mit dem Grundstück ist, das…«

»Was hast du ihm geantwortet?«

»Ich… äh… ich habe ihm die Wahrheit gesagt. Verstehen Sie mich

doch, ich konnte nicht lügen. Er hätte nur im Katasteramt nachzufragen brauchen…«

»Geschenkt, Lee Roy Jackson!« Die Geisterfrau winkte ab. »Hast du meinen Namen erwähnt?«

Der Architekt zögerte mit der Antwort. Schließlich sagte er heiser: »Ja, ich habe Ihren Namen erwähnt.«

»Und?«

»Er ist dann wieder gefahren. Zum Altersheim.«

Die geisterhafte Alte begann plötzlich zu kichern. »Wie gut für dich, daß du mir die Wahrheit gesagt hast. Ja, ich habe diesen Mann auf dem Friedhof des Altersheims gesehen. Er hat sich mein Grab angeschaut.«

Die Alte kicherte wieder schrill. »Aber ich habe ihm eine höllische Überraschung bereitet, die er wohl sein Leben lang nicht mehr vergessen wird.« Plötzlich verzerrte sich ihr Gesicht. »Aber er hat es tatsächlich gewagt und ist als Mieter in das Hochhaus eingezogen. Er hat sich damit gegen mich gestellt. Und deshalb muß auch er sterben. Genau wie du!«

»Nein, bitte nicht.« Das Gesicht des Architekten war ein Spiegel des Entsetzens. »Ich habe Ihnen doch alles gesagt, was ich wußte. Bitte, lassen Sie mich am Leben.« Er fiel in der kleinen Dusche auf die Knie, schnitt sich an den Scherben die Haut auf. Rot lief das Blut aus den Wunden, aber darum kümmerte sich der Mann nicht. Seine Todesangst war stärker.

Die alte Florence Barkley schüttelte den Kopf. »Es ist zu spät, mein Freund. Dein Tod war schon lange eine beschlossene Sache. Mein Herr, der Satan, würde es mir nie verzeihen, wenn ich dich am Leben ließe. Aber du wirst einen besonderen Tod sterben, so wie ihn nur die Schwarze Magie fertig bringt. Man wird von dir nichts mehr finden. Du wirst verwehen, einem Staubkorn gleich.«

»Nein!« kreischte Lee Roy Jackson. Er sprang hoch, rutschte auf dem Boden jedoch aus, prallte gegen die Wand der Dusche und konnte sich nur im letzten Moment noch festhalten.

Die Alte lachte. Sie krümmte sich dabei und rührte auch keinen Finger, als Lee Roy Jackson aus der Duschkabine stürzen wollte. Lee Roy kam nur einen Schritt weit. Dann prallte er mit seinem gesamten Körpergewicht gegen die magische Wand, die die Alte innerhalb eines Herzschlages errichtet hatte.

Die Dusche wurde für den Architekten zu einem tödlichen Gefängnis. Verzweifelt versuchte sich Lee Roy zu befreien. Immer wieder lief er gegen den unsichtbaren Schirm, und dann schrie die Alte plötzlich: »Dreh das Wasser an!«

Lee Roy Jackson lehnte an der Wand. Von seinen Knien rann das Blut. Das Haar hing ihm naß und wirr in die Stirn, es klebte wie ein

Helm am Kopf.

»Dreh auf!« schrie Florence Barkley wieder.

Lee Roy nickte. Zitternd gehorchte er. Die Finger der rechten Hand schlossen sich um den Kran, drehten ihn nach links.

Eine Sekunde später brüllte Lee Roy Jackson gellend auf.

Aus vier Düsen schossen die unzähligen, nadelfeinen Strahlen. Aber kein Wasser. Sondern ätzende Schwefelsäure!

***

Schweigend hielt Suko dem Geister-Jäger eine Zigarettenschachtel hin. John bediente sich dankend. Er zündete sich das Stäbchen an und blies den Rauch gegen die Decke. Immer wieder starrten er und Suko auf den toten Vampir.

»Denkst du dasselbe wie ich?« fragte Suko in die beklemmende Stille hinein.

»Ja.« John Sinclair nickte. »Der Tote ist ein Hausbewohner. Da taucht die Frage auf, wer noch von den Bewohnern befindet sich in den Klauen der Höllenmächte? Ein Drittel, ein Viertel, die Hälfte?« John hob die Schultern. »Ich glaube, das wird die schlimmste Nacht unseres Lebens werden, Suko.«

»Und was sollen wir tun?« fragte der Chinese. »Wir können nicht einfach zu den Bewohnern gehen und ihnen sagen, die Hälfte der Menschen in diesem Haus sind Vampire oder Dämonen. Nein, es muß uns schon etwas anderes einfallen.«

John wies auf den toten Vampir. »Diese Sorge sind wir auf jeden Fall los.«

Suko sah ebenfalls, was John Sinclair gemeint hatte. Die Haut des Vampirs begann sich zu verändern, wurde grauschwarz. Der Vorgang des Zerfalls breitete sich aus wie ein rasend schneller Knochenfraß. Die Haut wurde brüchig wie Papier und zerfiel dann innerhalb von Sekunden zu Staub.

Von dem Toten blieb nur noch ein Aschehaufen übrig.

Suko stand auf, nahm den angespitzten Pfahl und legte ihn wieder zurück in den Koffer.

Im Zimmer war es still. Auch im Haus hörte man kaum Geräusche. Es schien, als hielten die Bewohner den Atem an.

»Ich fahre mal in den Keller«, sagte John. »Dort, wo man die einbetonierte Hand gefunden hat.«

Der Oberinspektor nahm die mit Silberkugeln geladene Pistole mit und verabschiedete sich von Suko mit einem Kopfnicken. Auf dem langen Flur brannte die Notbeleuchtung. Hinter einigen Wohnungstüren dudelte Musik. Ein Ehepaar stritt sich lautstark. Es ging um Geld, wie John unschwer hören konnte.

Er drückte den Knopf und wartete auf den Fahrstuhl. Dem Lift

gegenüber wurde eine Tür geöffnet. Eine Frau trat aus der Wohnung, sah John mißtrauisch an und nahm dann ihre Fußmatte mit hinein in die Wohnung. John grinste. Die Frau schien wohl schlechte Erfahrungen gemacht zu haben.

Der Fahrstuhl kam.

John stieg ein. Er war der einzige Gast in der Kabine. Er drückte auf den zweituntersten Knopf in der langen Reihe, und der Lift glitt abwärts. Es dauerte nicht lange, da hielt er unten im Keller. Der Geister-Jäger stieg aus.

Er kam sich vor wie in einer Tiefgarage. Nur waren hier die Gänge längst nicht so breit. Auch gab es keine Parkbuchten, statt dessen die verschlagartigen Kellerräume.

Harry Custer hatte der Mann geheißen, von dem durch einen grauenvollen Vorgang nur noch die Finger übriggeblieben waren. Die Custers bewohnten das Apartment 18/12. Die zweite Zahl stand für die Etage.

John blickte sich im Keller um. An den Wänden waren Pfeile angebracht, vor deren Spitzen die Nummern der jeweiligen Etagen standen.

Der Geister-Jäger orientierte sich kurz. Er mußte sich links halten. Zügig ging er durch den langen Betongang, erreichte dann einen Quergang und mußte nach links abbiegen.

Überrascht blieb er stehen.

Vor ihm stand eine blondhaarige Frau.

Sie schien genauso irritiert zu sein, wie der Oberinspektor. Wie ein beim Naschen ertapptes Kind preßte sie ihre rechte Hand gegen den Mund und sagte dann: »Haben Sie mich erschreckt, Mister.«

John Sinclair lächelte beruhigend. »Keine Angst, Madam, ich bin kein Mädchenräuber.«

Die Blondhaarige mit den provozierenden Formen wiegte den Kopf. »In diesem Haus ist man nicht sicher. Was hier alles passiert ist…«

Erst jetzt fiel John auf, daß die Blondhaarige direkt vor Custers Kellertür stand.

Mißtrauen flackerte in John hoch. »Gehört Ihnen der Keller?«

Die Blonde schüttelte den Kopf. »Nein, aber ich habe gehört, was hier passiert sein soll. Gräßlich, sage ich Ihnen.« Sie schüttelte sich.

Die Tür war durch ein Polizeisiegel gesichert worden. Außerdem war das Schloß noch zu.

John Sinclair holte seinen Spezialschlüssel aus der Tasche und machte sich an dem Schloß zu schaffen.

»He«, sagte die Blonde. »Was haben Sie denn daran zu suchen? Dieser Keller ist von der Polizei…« Sie sprach nicht weiter, da John sich umgedreht hatte und seinen Ausweis präsentierte. »Ein Bulle?«

»Ja, haben Sie etwas gegen die Polizei?«

»Nein, nein«, versicherte die Frau rasch. Sie zog ihre dunkle Strickjacke enger um die Schultern, konnte aber damit den herzförmigen Ausschnitt ihres grünen Pullovers nicht verdecken. Zu dem Pullover trug sie eine enge, weiße Hose, unter deren Stoff die Nähte des Minislips deutlich abgebildet waren.

John hatte das Schloß aufbekommen und betrat den Keller. Er machte Licht, wandte den Kopf, sah, daß die Frau ihm gefolgt war, und sagte: »Bleiben Sie bitte im Gang, Madam.«

»Sie können May sagen«, meinte die Blonde. »So nennen mich fast alle Männer.«

»Aha.« John wußte längst, welchem Gewerbe die gute May nachging. Der Geister-Jäger ging ein paar Schritte in den Keller hinein und blickte sich um.

Ein Sideboard, dahinter ein Kasten mit Bier, Regale mit Konservendosen, darauf ein Stapel alter Zeitungen – und die Finger. Scharf sog John Sinclair den Atem ein.

May Chandler war ihm doch nachgeschlichen, peilte über seine Schulter und stieß einen leisen Schrei aus.

John drehte sich um. »Ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollen draußenbleiben!« fuhr er die Blonde an. »Dieser Anblick ist verdammt nichts für Sie.«

May war bis zur Tür zurückgewichen. Sie schluckte und würgte. Die Haut am Hals bewegte sich heftig. »Ich… ich wollte doch nur sehen, ob es stimmt, was die Leute gesagt haben«, flüsterte sie rauh.

»Jetzt haben Sie es ja gesehen«, erwiderte John. »Am besten ist, Sie verschwinden.«

Der Oberinspektor ging auf die Knie nieder und untersuchte den Betonboden, in dem die Finger steckten. Man hatte sie schon heraushauen wollen, doch John hatte sich dagegen gewehrt. Er hatte sich seine eigenen Gedanken über den Fall gemacht, und für ihn war es durchaus möglich, daß dieser Keller ein magisches Feld in sich barg. Genau wie der Spiegel in James Bardens Wohnung unter Umständen ein Tor in die Dämonenwelt war.

Johns Finger strichen über den Beton. Er fühlte sich rauh an und war hart, wie er sein mußte.

Aber wie war die Hand in den Beton gekommen? War der Mann eingesunken? War der Beton plötzlich wieder flüssig geworden? John dachte daran, daß er unter Umständen eine magische Beschwörung durchführen mußte, um endgültig Bescheid zu wissen. Aber dazu hatte er jetzt keine Zeit, und er sollte auch vorerst keine Gelegenheit dazu bekommen, denn die Ereignisse entwickelten sich völlig anders, als er es voraussehen konnte.

Hinter ihm stieß May Chandler plötzlich einen erstickten Schrei aus. John sprang auf, drehte sich um.

Die Situation hatte sich schlagartig geändert.
Vier Halbwüchsige, die wie Rocker gekleidet waren, standen vor der Kellertür. Die silbernen Abzeichen und Orden auf ihren Jacken glänzten im kalten Licht der unter der Gangdecke hängenden Leuchtstofflampen.
Aber das war es nicht, was John Sinclair erschreckte, auch nicht die feststehenden Messer in ihren Fäusten. Es waren vielmehr die grauenvoll verzerrten Gesichter mit den grün leuchtenden Augen, die zeigten, daß die Rocker unter dämonischem Einfluß standen…

***

Ängstlich klammerte sich May Chandler an den Geister-Jäger. Auch sie spürte instinktiv die dämonische Ausstrahlung, die von den Rockern ausging, und sie wußte auch, daß es in den nächsten Minuten ums nackte Leben ging.
May kannte die Rocker. Sie gehörten praktisch zum Stamm der Siedlung. Sie lungerten meist unten im Hausflur herum, pfiffen Mädchen nach und pöbelten auch mal Leute an. Aber zu ernsthaften Auseinandersetzungen war es noch nicht gekommen. Auch May hatte die Halbwüchsigen bisher immer mit einigen scharfen Worten in ihre Schranken weisen können.
Bis zum heutigen Tag.
Die Rocker standen wie eine lebende Wand. Blaß die Gesichter und grün leuchtend die Augen.
Auch John Sinclair war sich im klaren darüber, daß er an einer Auseinandersetzung nicht vorbei kam. Aber er wollte die Rocker nicht töten, sie waren selbst keine Dämonen, sondern nur vom Dämon Besessene, die in diesen Augenblicken gar nicht wußten, was sie eigentlich taten. »Stellen Sie sich hinter mich!« flüsterte John der Blonden zu.
»Aber ich…«
»Tun Sie, was ich Ihnen gesagt habe!«
May Chandler ließ den Geister-Jäger los und ging hinter seinen breiten Schultern in Deckung.
Einer der Rocker lachte. »Es wird dir nichts nützen. Erst schlagen wir ihn tot, und dann kommst du an die Reihe, Baby.«
Die anderen lachten, als sie Mays entsetztes Gesicht sahen. John hob die rechte Hand. »Aus welchem Grund wollt ihr uns erschlagen?« fragte er.
»Weil sie es so angeordnet hat.«
»Wer ist sie?«
»Sie ist unsere Herrin«, erwiderte der Rocker mit respektvoller Stimme.
Seine anderen Kumpane nickten.

»Dann führt mich zu ihr«, sagte John Sinclair.

Der Oberinspektor wollte so lange wie möglich mit den Leuten reden. Vielleicht ergab sich so eine Chance, ungeschoren aus der Sache herauszukommen. Er mußte die Rocker hinhalten und Zeit gewinnen. Der Rocker schüttelte den Kopf. »Ich kann dich nicht zu ihr führen. Ich habe auch gar nicht die Befugnis.«

»Dann hol sie doch her«, schlug John vor.

»Auch das geht nicht. Ich weiß nicht, wo sie wohnt. Sie ist überall und nirgends. Sie kann plötzlich hier sein und ist dann wieder tausend Meilen entfernt. Aber das braucht dich nicht mehr zu interessieren, Bulle. Wir werden dich jetzt zur Hölle schicken.«

John zuckte zusammen. Die Rocker wußten, daß er zur Polizei gehörte. Aber woher hatten sie diese Kenntnis?

John Sinclair ahnte nicht, daß Florence Barkley dem Architekten einen Besuch abgestattet und dort einiges erfahren hatte.

Der Rocker machte einen schnellen Schritt auf John zu. Gleichzeitig wischte seine messerbewehrte Hand nach vorn. John wich dem Stoß aus und drosch dem Rocker die Faust in die Nieren.

Der Kerl flog zurück, prallte gegen seine Kumpane, und schon behinderten sich die vier gegenseitig.

John hatte Zeit, seine Waffe zu ziehen. Hinter sich hörte er die blonde May erregt atmen.

Die Rocker hatten sich wieder formiert, doch John Sinclair ließ sie in die Mündung der Beretta blicken.

»Wer noch einen Finger rührt, stirbt«, sagte er kalt. »Laßt die Messer fallen!«

Die Rocker hörten den Befehl zwar, dachten aber nicht daran, ihn auszuführen. Im Gegenteil, sie griffen an. In geschlossener Front. John schoß. Er mußte schießen. Denn das hier war Notwehr. Er hatte das Leben der Frau und auch sein eigenes zu schützen.

Eine Silberkugel wirkt ebenso wie ein Bleimantelgeschoß. Der erste Rocker bekam die Kugel in die Schulter – und dann geschah etwas Unerwartetes.

Sein linker Arm stand plötzlich in hellen Flammen. Der Rocker brüllte wie am Spieß, warf sich zu Boden und versuchte die Flammen zu löschen.

John handelte blitzschnell. Er steckte seine Pistole weg, riß sich die Jacke vom Körper und wickelte den Rocker darin ein.

Er schrie noch immer. Seine Kumpane hatten es vorgezogen, Deckung zu suchen. Sie hatten den Keller verlassen und sich im Gang versteckt. May Chandler wollte auch weglaufen, doch John hielt sie mit einem harten Befehl zurück. »Bleiben Sie hier. Oder wollen Sie den anderen in die Finger laufen?«

Stumm schüttelte May den Kopf.

John Sinclair hatte den Rocker auf den Rücken gedreht. Der junge Mann wimmerte vor Schmerzen. Aus seinen Augen war das grünliche Leuchten verschwunden. Die Macht des Dämons war gebrochen. Der Arm sah böse aus.

Das war kein normales Feuer gewesen, sondern ein dämonisches, ein Höllenfeuer. Die geweihte Silberkugel hatte den satanischen Bann zerstört, jedoch den Rocker so schwer verletzt, daß er auf dem schnellsten Wege in ein Krankenhaus gebracht werden mußte, falls überhaupt noch etwas zu retten war.

Der Rocker war ohnmächtig geworden. John hatte ihn neben dem Sideboard auf den Boden gebettet.

May Chandler stand mit dem Rücken gegen die Wand gepreßt. Sie zitterte und brachte keinen Ton hervor. Abwechselnd starrte sie auf John Sinclair und auf den Rocker.

John, der neben dem Schwerverletzten gekniet hatte, stand auf. »Sie bleiben hier«, sagte er zu May. »Ich sehe mich mal um, was die anderen machen.«

May schüttelte den Kopf. »Ich habe Angst.«

»Das brauchen Sie nicht. Es wird schon nichts passieren.« John glaubte an das, was er sagte, doch schon in den nächsten Sekunden wurde er eines Besseren belehrt.

Urplötzlich nahm der Betonboden des Kellers eine andere Farbe an. Die glatte Fläche begann rot zu schimmern, so als habe man sie mit Blut übergossen.

Und sie wurde durchsichtig.

Nur Sekundenbruchteile lang starrte John auf den Boden. Dann handelte er.

Mit einem Sprung hatte er May Chandler erreicht, riß sie weg aus der tödlichen Gefahrenzone.

May schrie. Ihre Nerven spielten nicht mehr mit. Sie hatte sich steif gemacht, doch John warf sie kurzerhand aus dem Keller. Dann lief er zurück, wollte auch den Rocker holen, doch er kam zu spät. Der gesamte Kellerboden war jetzt eine rötliche, halbdurchsichtige Fläche.

Johns Herzschlag stockte.

Er konnte durch den Boden in die unergründliche Tiefe sehen. Und was sich seinen Augen präsentierte, war schrecklich genug, um bei einem nervenschwachen Menschen den Verstand aussetzen zu lassen. Gräßliche Wesen mit gierigen schleimigen Händen tummelten sich da. Ja, es war das Pandämonium, der Eingang zum Dämonenreich. Und John sah auch den Mann, dessen Finger noch aus dem Betonboden hervorschauten. Er war nicht tot, er lebte. Sein Gesicht war grauenhaft verzerrt, der Mund zu unhörbaren Schreien geöffnet.

Gräßliche Gestalten quälten ihn und zogen ihn tiefer in die Hölle der Dämonen hinein.

Wer einmal dort gelandet war, kam nie mehr zurück…

Und auch der Rocker war dabei, in dieses Reich einzugehen. Schon bis zu den Hüften war er in den dämonischen Sumpf eingesackt. Sechs, sieben Klauen hielten seinen Unterkörper umklammert und zogen ihn gnadenlos tiefer.

John Sinclair stand am Rand dieses höllischen Tores zum Pandämonium und konnte nichts tun.

Der Rocker war aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht. Er begriff noch nicht, was mit ihm geschah, doch als er es erkannte, flutete die Panik in ihm hoch wie eine Woge.

Er schrie.

John Sinclair lief ein Schauer nach dem anderen über den Rücken. Noch nie hatte er einen Menschen so schreien gehört. Die Todesangst machte den Rocker zu einem nervlichen Wrack. Er spürte die gierigen Klauen an seinen Beinen, die ihn immer tiefer zogen, näher der gräßlichen Dämonenhölle entgegen.

Hinein in das Pandämonium, in den Stützpunkt des Satans. Bis zu den Hüften steckte er bereits in der schmatzenden, rötlichen Masse. Und es gab nicht die geringste Chance für den Rocker, sich zu befreien.

Er drehte den Kopf, blickte John Sinclair an, der mit aschgrauem Gesicht dem Todeskampf des Rockers zusah – zusehen mußte. »So schieß mich doch ab!« brüllte der Rocker. »Gib mir die Kugel. Ich will nicht mehr leben!«

John zog seine Beretta, visierte den Mann an.

Dann ließ er die Waffe wieder sinken. Nein, er konnte es einfach nicht übers Herz bringen, den Rocker zu erschießen.

Der Rocker kämpfte nach wie vor um sein Leben. Er drehte seinen Körper, versuchte, irgendwo Halt zu finden, und sah plötzlich Johns rechte Hand etwa einen halben Yard vor sich auftauchen. Der Geister-Jäger hatte sich auf den Boden des Kellers gelegt. Er hielt den Arm über den dämonischen Sumpf gestreckt, fühlte dabei ein seltsames Kribbeln auf der Haut.

Blasen platzten auf, lange schleimige Finger drangen aus der Oberfläche.

»Fassen Sie nach meiner Hand!« schrie John dem Rocker zu.

Der Rocker hörte die Aufforderung nicht. Er schrie und tobte noch immer und sackte tiefer in den dämonischen Sumpf.

»Los, deine Hand!« schrie John.

Endlich reagierte der Rocker. Er bog seinen Oberkörper vor, streckte den gesunden Arm aus.

Die Fingerspitzen berührten sich…

John schob sich noch einen Millimeter vor, sein Arm berührte fast die Oberfläche der wabbernden, rötlichen Fläche.

»Noch ein kleines Stück!« keuchte John, »dann…«
»Aaahhh…«
In diesem Augenblick stieß der Rocker einen markerschütternden Schrei aus. Unsichtbare Kräfte rissen seinen Oberkörper zurück, zogen und zerrten mit aller Macht, klammerten sich gnadenlos an ihn und holten ihn in die Tiefe, hinein in das Pandämonium.
Es ging alles so schnell, daß der Geister-Jäger nicht mehr dazu kam, überhaupt etwas zu unternehmen.
Wie ein Stein sackte der Rocker weg. Unauslöschlich gruben sich seine panikerfüllten, weit aufgerissenen Augen in Johns Erinnerung ein.
Dann war nichts mehr von ihm zu sehen.
Das Pandämonium hatte einen neuen Gast. Einen Gast, den es nie mehr loslassen würde.
So schnell es ging, zog sich John Sinclair zurück. Und das war gut so, denn schon schnellten die gierigen Hände aus der wabernden Oberfläche, um auch das nächste Opfer in das höllische Reich zu zerren.
John war aus dem Keller getaumelt. Auch auf seinem Gesicht stand das Entsetzen wie festgenagelt. Er riß seine Beretta aus der Halfter und feuerte in sinnloser rasender Wut die restlichen fünf Kugeln in den höllischen Sumpf.
Er traf die gierigen Hände, die zerfetzt wurden. Dort, wo die Kugeln in die rötliche Oberfläche drangen, färbte sie sich dunkel, wurde hart wie Granit.
Dann war wieder alles normal.
Glatt und fugenlos breitete sich der Betonboden vor den Augen des Geister-Jägers aus.
Der Keller sah aus, als wäre nichts geschehen.
John Sinclair steckte die Pistole weg. Es kam selten vor, daß er die Nerven verlor, aber in den letzten Augenblicken hatte er einfach nicht anders gekonnt. Zu grauenhaft war das gewesen, was er miterlebt hatte.
John warf noch einen letzten Blick in den Keller. Auch die Finger waren verschwunden. Harry Custer war endgültig eingegangen in das Reich zwischen Diesseits und Jenseits – in das Pandämonium. Oft hatte John von diesem Reich schon gehört. Alte rätselhafte Schriften hatten es erwähnt. Er wußte, daß dort der Geburtsort des Schreckens war, eine Schaltstelle der Dämonen, und daß manchmal Menschen darin verschwanden, die niemals mehr gefunden wurden. Wen die Mächte der Finsternis in ihren Krallen hatten, den ließen sie nicht mehr los.
Sicher, einiges ist über das Pandämonium geschrieben worden. Aber diese Leute hatten es nie selbst erlebt. Sie hatten sich die Schrecken

nur ausmalen können, doch die Wirklichkeit übertraf selbst die größte Phantasie der Schreiber.

Mit müden Schritten ging John Sinclair den Kellergang entlang. Er suchte May, die blondhaarige Frau. Außerdem waren noch die drei Rocker da.

John Sinclair fand May Chandler im Hauptgang. Sie hockte auf dem Boden und weinte, zusammen mit den drei Rockern, deren Gesichter von kalkiger Blässe überzogen waren und die – das war aus ihren Gesprächen zu entnehmen – nicht wußten, was hinter ihnen lag. Der dämonische Bann war von ihnen gewichen. Zurückgeblieben waren jedoch Unverständnis und das Gefühl einer bohrenden Angst. Der Oberinspektor hatte auch keine Lust, genaue Erklärungen abzugeben. Er half May Chandler auf die Beine.

Die Blonde blickte ihn aus tränennassen Augen an. Nichts war mehr von ihrer ehemaligen Sicherheit zurückgeblieben. Ihre Schultern zuckten unter krampfhaftem Schluchzen.

Weinend lehnte sie sich an John Sinclair.

»Kommen Sie mit«, sagte der Geister-Jäger.

Die Frau hob den Kopf. »Wohin? In meine Wohnung will ich nicht mehr zurück. Ich kann nicht, ich habe Angst!«

John Sinclair verstand die Frau gut. Beruhigend streichelte er ihr über das blonde Haar. »Sie brauchen keine Angst mehr zu haben, Miß. Sie können so lange in ein Hotel gehen, da sind Sie bestimmt sicher.«

»Nein, Mister Sinclair. Ich traue mich nicht. Ich habe Angst, allein zu fahren. Ich kann nicht mehr.«

John überlegte einen Augenblick. Dann sagte er: »Okay, May fahren Sie mit zu mir. Sie bleiben dann so lange bei uns. Mein Freund Suko wird sicher gut auf sie achtgeben.«

May sah den Oberinspektor dankbar an. »Das werde ich Ihnen nie vergessen«, flüsterte sie.

John winkte ab. »Lassen wir das.« Gemeinsam gingen sie zu den Fahrstühlen.

***

Theo Plummer konnte nicht schlafen. Der Besuch des Oberinspektors hatte ihn doch mehr mitgenommen, als er sich eingestehen wollte. Unruhig ging er in seinem Zimmer auf und ab.

Der Raum war groß, mit hohen Decken, so wie man sie früher hatte. Zum Bad führte eine kleine Tür, und eine Kochnische war ebenfalls noch abgeteilt worden.

Theo Plummer hatte sich bisher ziemlich wohl gefühlt, denn er hatte auch seine eigenen Möbel mitbringen können. Aber an diesem Abend schienen ihm der wuchtige Schrank und die Standuhr regelrecht zu erdrücken. Plummer hatte das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen.

Er ging ans Fenster und öffnete es.
Mit leeren Blicken schaute er hinaus in die Nacht.
Dieser Sinclair hatte alte Wunden aufgerissen. Ja, er hatte sich mit Florence Barkley immer gut verstanden. Die beiden waren regelmäßig zusammengewesen, wie ein Ehepaar. Andere Heiminsassen hatten ihre Nasen gerümpft oder über sie gelacht, aber sie hatten sich gar nicht daran gestört, waren ihren eigenen Weg gegangen. Florence hatte ihm viel erzählt. Sie wußte eine ungeheuere Menge, kannte sich auf zahlreichen Gebieten aus. Seltsam nur hatte er gefunden, daß sie nie über Religion diskutiert hatten. Sobald die Sprache auf dieses Gebiet gekommen war, hatte Florence abgewinkt. Später, als er und Florence sich besser kannten, hatte er dann auch den Grund erfahren.
Florence war eine Dienerin des Satans gewesen.
Ihre Vorfahren schon hatten dem Teufel gehuldigt, hatten auf ihrem Grund für ihn einen Brückenkopf errichtet. Und der Satan hatte es ihnen gelohnt. Sie hatten im Leben nie Schwierigkeiten gehabt, die Barkleys hatten Kriege überstanden, und doch mußten sie einen grausamen Tribut zahlen.
Sie hatten nicht richtig sterben können, sondern waren eingegangen in das Pandämonium, jenes Schreckensreich zwischen Dies- und Jenseits.
O ja, auch davon wußte Theo Plummer. Aber er hatte nie so recht daran geglaubt. Trotz der beschwörenden Reden war Plummer nie ganz auf Florence Barkleys Linie eingeschwenkt. Für ihn existierte auch weiterhin der Herrgott, nicht der Satan.
Theos Gedanken beschäftigten sich wieder mit der Gegenwart. Die kalte, nach Schnee und Winter schmeckende Luft drang in das Zimmer.
Im Park war es dunkel. Nur über dem Eingang brannte ein einsames Licht. Theo Plummer konnte es sehen, wenn er den Kopf drehte. Im Haus selbst hatte die Ruhe Einkehr gehalten. Das Abendessen war vorbei, und auch die letzten Küchenmädchen hatten sich auf den Heimweg gemacht.
Theo Plummer dachte daran, daß am nächsten Tag der Weihnachtsbaum aufgestellt würde. Die hohe Fichte wurde extra in den weiten Wäldern geschlagen und dann inmitten des Parks aufgebaut.
Theo Plummer fror. Er hatte nur eine dünne Strickjacke über sein Hemd gezogen.
Leise schloß er das Fenster.
»So allein, Theo?«
Plummer erschrak. Er fühlte plötzlich eine Gänsehaut über den Rücken rieseln.
Die Stimme kannte er. Sie gehörte…

Plummer drehte sich um.
Da stand sie vor ihm.
Florence Barkley.
Und sie sah noch genauso aus wie früher. Sie trug das gleiche Kleid, hatte noch immer die altmodische Frisur und…
Doch, es hatte sich etwas verändert.
Die Augen waren es. Sie blickten kalt, seelenlos, glichen jetzt Eiskristallen.
Plummer begann zu frösteln. Er riß sich aber zusammen, produzierte ein krampfhaftes Lächeln und sagte: »Du bist es, Florence.«
Die Geisterfrau nickte. »Ja, hast du nicht mehr mit mir gerechnet? Ich habe dir doch gesagt, daß ich wiederkommen werde.«
»Doch, das schon.« Plummer senkte den Kopf. »Nur…«
»Ja, was ist?«
»Man macht Jagd auf dich, Florence. Die Polizei war schon hier. Sie haben einen Verdacht. Besonders dieser Oberinspektor Sinclair.«
»Du erzählst mir nichts Neues, Theo«, erwiderte die Geisterfrau.
»Und? Hast du keine Angst?«
Florence Barkley lachte. »Nein, mein lieber Theo. Ich brauche keine Angst mehr zu haben. Diese Zeiten sind vorbei. Ich lebe im Pandämonium, wo es keine menschlichen Gefühle mehr gibt. Doch, Theo, es gibt noch ein Gefühl. Rache! Die Rache ist es, die mich nicht ruhen läßt. Und ich werde diese Rache bis zum Ende durchführen.«
Plummer hob die Schultern und ließ sie wieder fallen. »Laß es doch so, wie es ist, Florence. Du kannst nichts mehr rückgängig machen. Laß die Menschen in Ruhe. Sie haben dir nichts getan, Florence. Sie können doch nichts dafür, daß sie auf deinem Grund und Boden wohnen.«
Die Frau ging einen Schritt zurück. »Wie sprichst du denn auf einmal, Theo?«
Der alte Mann lächelte verloren. »Wie ein Mensch, Florence. Ich bin im Gegensatz zu dir nicht gestorben. Ich bin noch ein Mensch geblieben, und ich denke auch so. Die Welt ist voller Haß und Gewalt, halte du dich zurück.«
»Nein!«
Diese Antwort klang so bestimmt, daß Theo Plummer zusammenzuckte.
»Der Satan und auch Asmodis, sein Erster Diener, würden es mir nie verzeihen, wenn ich meinen Plan verwerfe. Zu lange habe ich darauf hingearbeitet. Ich habe die Menschen einmal gewarnt. Habe ihnen ein Ultimatum gestellt. Was haben sie gemacht? Nichts. Sie sind nicht ausgezogen, so wie ich es gefordert habe. Und deshalb wird meine Rache sie mit aller Härte treffen. Noch in der heutigen Nacht wird das Hochhaus zum Hort der Dämonen. Wenn die Flammen der Hölle

auflodern, wirst du wissen, Theo, daß ich es geschafft habe. Dich aber werde ich aus meinem Gedächtnis streichen. Wir sehen uns nie mehr wieder.«

»Aber Florence, laß dir doch…«

Zu spät. Theo Plummer sprach die Worte in den leeren Raum.

Florence Barkley war verschwunden. Sie hatte sich aufgelöst wie ein Nebelstreif im Wind.

Theo Plummer ließ sich auf einen Stuhl sinken und vergrub sein Gesicht in beide Hände. Er war sein gesamtes Leben ein rechtschaffener, gottgläubiger Mensch gewesen, und nun war diese Frau gekommen und hatte ihn zum Mitwisser ihrer grausamen Rache gemacht. Diese ungeheure seelische Belastung konnte Theo Plummer nicht ertragen. Er stöhnte auf und suchte verzweifelt nach einem Ausweg. Nichts gab es mehr, was ihn und Florence Barkley verband. Sie waren sich fremd, unendlich fremd geworden.

Plummer stand auf. Plötzlich wußte er, was er zu tun hatte. Wie von unsichtbarer Hand gelenkt ging er zum Kleiderschrank, nahm dort seinen Mantel und seine Geldbörse heraus. Dann verließ er auf leisen Sohlen das Zimmer.

Die Nachtschwester am Empfang blickte verwundert auf, als sie den alten Plummer sah.

»So spät wollen Sie noch weg, Mister Plummer? Es ist schließlich einundzwanzig Uhr durch.«

Plummer blieb stehen. »Ja, ich habe noch etwas zu erledigen, was keinen Aufschub duldet. Bitte, öffnen Sie die Tür.«

»Nun gut, wie Sie meinen, Mister Plummer. Ich kann Sie nicht aufhalten.«

»Nein, das können Sie nicht«, fügte Plummer leise hinzu. Die Schwester hob den Kopf. »Haben Sie etwas gesagt?«

»Nichts, Schwester, nichts.«

Theo Plummer ging schon zur Tür und drückte sie auf. Er stellte den Kragen seines Mantels hoch und schritt, so schnell er konnte, durch den Park in Richtung Ausgang.

Es war während der Nacht nicht abgeschlossen. Es reichte vollkommen, wenn das Haus verschlossen war.

Der Wind war unangenehm kalt. Die Temperaturen waren noch mehr gesunken, aber zum Glück schneite es nicht. Allerdings fror es, und an manchen Stellen der Straße hatten sich kleine Glatteisinseln gebildet. Theo Plummer ging nun langsamer. Außerdem hatte er es nicht weit bis zur nächsten Telefonzelle. Er hatte seine Hände in den Taschen des braunen, langen Wintermantels vergraben und stemmte sich gegen den Wind.

Kein Mensch begegnete ihm. Dieser Teil von Chelsea war eine reine Wohngegend. Die Menschen blieben bei solch einem Wetter lieber zu

Hause. Auf den Scheiben der am Straßenrand parkenden Wagen hatten sich Eiskrusten gebildet. Sie lagen als glitzernde Schicht auf dem Glas.

Dann tauchte die Telefonzelle auf. Sie stand an einer Straßenecke und war leer.

Plummer atmete auf. So verlor er wenigstens keine Zeit. Sicher, er hätte auch vom Heim aus telefonieren können, aber dort konnte man die Gespräche zu leicht abhören, und was er zu sagen hatte, war nicht für fremde Ohren bestimmt.

Theo Plummer zog die Tür der Zelle auf. Seine kalten Finger klappten das Telefonbuch auf.

Die Nummer, die er suchte, stand direkt auf der ersten Seite.

Fettgedruckt.

Es war die Telefonnummer von New Scotland Yard!

***

Suko war überrascht, als er sah, daß John Sinclair Besuch mitbrachte. Er hatte im Living-room gesessen und stand auf, als John die blondhaarige May Chandler ins Zimmer führte. Sie hatte ihm inzwischen ihren vollen Namen gesagt.

»Das ist Miß Chandler, Suko«, sagte der Oberinspektor. »Sie wird so lange unser Gast sein, bis alles vorbei ist. Ich stelle sie hiermit unter deinen persönlichen Schutz.«

Suko verbeugte sich leicht, während er von May mit scheuen Blicken gemustert wurde.

Nichts war mehr von Mays früherer aufgeputzter Selbstsicherheit übriggeblieben. Sie war nur noch ein hilfloses Bündel Mensch, das Angst hatte. Ihr Gesicht war vom vielen Weinen verquollen, der Lidstift hatte dunkle Spuren auf ihren Wangen hinterlassen. Streifenartig liefen sie zu den Kinnwinkeln hinunter.

Plötzlich schien sie sich ihres Zustandes bewußt zu werden. »Ich muß wohl schrecklich aussehen«, sagte sie. »Kann ich mich hier irgendwo frisch machen?«

»Das Bad ist gleich nebenan«, sagte John.

»Danke.«

Die Frau ließ die beiden Männer allein.

John Sinclair zündete sich eine Zigarette an. »Ist hier alles klar gegangen, Suko?«

»Ja.« Der Chinese nickte. »Aber bei dir nicht.«

»Nein.« John Sinclair blies den Rauch gegen die Decke, öffnete den Koffer und stieß erst einmal ein neues Magazin mit geweihten Silberkugeln in die Beretta. Dann berichtete er Suko, was ihm im Keller widerfahren war.

Mitten in seine Erzählungen schrillte das Telefon.

Die Männer sahen sich an.
»Wer ist das denn?« fragte Suko.
John hob die Schultern. »Keine Ahnung. Aber ich habe die Nummer, unter der ich zu erreichen bin, im Yard bekannt gegeben. Moment.« Der Geister-Jäger hob ab und meldete sich.
Es war tatsächlich ein Kollege vom Yard.
»Hören Sie zu, Sinclair«, sagte er. »Hier möchte Sie jemand dringend sprechen. Ein gewisser Theo Plummer. Er hat bei uns angerufen. Kennen Sie ihn?«
John überlegte. »Plummer, Plummer«, murmelte er. Dann fiel ihm jedoch der alte Mann aus dem Heim ein. »Natürlich, Plummer, den kenne ich«, sagte er. »Und? Was ist mit ihm?«
»Ich weiß auch nicht so recht. Er redete viel dummes Zeug. Sprach von einem Hochhaus, dessen Menschen in höchster Gefahr schweben und wollte unbedingt zu Ihnen. Ich…«
»Augenblick, Kollege«, unterbrach John den Mann. »Wo ist Mister Plummer jetzt?«
»Wieder im Altersheim. Er selbst hat keinen Wagen und meint, Sie sollen ihn abholen.«
»Das geht jetzt nicht«, erwiderte John.
»Aber hören Sie jetzt genau zu. Alarmieren Sie das nächste Revier in Chelsea. Lassen Sie Mister Plummer von einem Streifenwagen abholen und zu mir bringen. Die genaue Adresse gebe ich Ihnen durch.«
John buchstabierte Wort für Wort und ließ sich hinterher die Anschrift wiederholen. Dann legte er auf.
»Was war denn?« Suko blickte den Oberinspektor gespannt an. John drückte die Zigarette aus. »Wir werden bald Besuch bekommen. Von dem Insassen eines Altersheims. Anscheinend weiß der Mann mehr über Florence Barkley, als er mir bei meinem Besuch verraten hat.«
May Chandler kam aus dem Bad zurück. Sie hatte sich einigermaßen zurechtgemacht, lächelte scheu und fragte dann: »Hat einer der Herren vielleicht eine Zigarette für mich?«
»Aber sicher doch«, erwiderte John Sinclair und hielt der Frau seine Schachtel hin.

***

John Sinclair schob die leere Kaffeetasse zur Seite. Suko hatte inzwischen aufgeräumt und die Spuren des Kampfes mit der riesigen Fledermaus beseitigt.
May Chandler saß in der rechten äußersten Couchecke wie ein Häufchen Unglück. Sie rauchte Kette und sprach dem Gin tüchtig zu, den John aus der Hausbar besorgt hatte.
Der Geister-Jäger stand auf und begann unruhig im Raum umherzuwandern. »Am schlimmsten ist ja, daß wir nichts tun

können«, sagte er mit leiser Stimme. »Wir müssen warten, bis Florence Barkley wieder die Initiative ergreift.«

»Und dann kann es zu spät sein«, meinte Suko.

May hatte den kurzen Dialog mitbekommen. »Kann man denn gar nichts machen?« fragte sie. »Gibt es überhaupt keine Möglichkeit, diese Bestie zu stoppen?«

»Kaum«, erwiderte John. »Wir können nur hoffen, daß Florence Barkley ihre Angriffe auf uns konzentriert. Wir sind nicht ganz so schutzlos, wie die anderen Bewohner des Hauses.«

Eine halbe Stunde war inzwischen seit dem Anruf aus dem Yard vergangen. John hoffte auf den alten Plummer. Vielleicht konnte er ihnen weiterhelfen. Schließlich wußte er am meisten über die Geisterfrau.

John wußte nicht, wie viele Menschen in dem Hochhaus wohnten. Eintausend, oder waren es zweitausend? Kaum zu schätzen. Und wenn er daran dachte, daß all diese Leute in höchster Gefahr schwebten, konnte er ein heftiges Herzklopfen nicht unterdrücken. John fühlte die Verantwortung auf sich ruhen wie eine körperliche Last. Wenn er nicht richtig handelte, waren die Bewohner des Hauses verloren. Dann brummte der Türsummer.

»Das wird Plummer sein«, sagte Suko.

John stand schon in der kleinen Diele und betätigte die Drucktaste der Sprechanlage.

»Ja, bitte.«

Eine sonore Stimme meldete sich. »Wir bringen Mister Plummer, Sir. Mein Name ist Cardigan, Konstabler Cardigan, Revier Chelsea.«

»All right, Konstabler, kommen Sie hoch.«

»Danke, Sir. Hier unten ist offen.«

Sukos Gestalt tauchte im Türrechteck zum Living-room auf. »Sind Sie es?«

John nickte.

Wenige Minuten später traten der alte Plummer und zwei Polizisten aus dem Lift.

Der Geister-Jäger wartete schon im Flur, wies sich aus und bedankte sich bei den Beamten für die rasche Hilfe.

»Ist doch selbstverständlich, Sir.«

Die beiden zogen wieder ab.

John machte eine einladende Geste. »Bitte, kommen Sie rein, Mister Plummer.«

»Danke sehr.« Theo Plummer hatte einen hochroten Kopf bekommen. Man sah ihm die Aufregung an.

John schloß die Tür hinter dem Mann, half ihm aus dem Mantel, führte ihn in den Living-room, machte ihn mit May Chandler und Suko bekannt und bat den Mann, Platz zu nehmen.

»Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?«

Theo Plummer hob den Blick. »Wenn Sie ein Glas Wasser hätten…« John gab Suko ein Zeichen. Der Chinese verschwand im Bad und kam bald mit dem Gewünschten zurück.

Theo Plummer trank in kleinen Schlucken. Das weiße Haar war zerzaust. Müde blickten die Augen. Harte Furchen hatten sich in die Gesichtshaut gegraben.

Plummer stellte das Glas weg und sah betreten auf seine Knie. Dann begann er zu sprechen. »Sie werden sich bestimmt gefragt haben, aus welchem Grund ich mit Ihnen reden möchte, Herr Oberinspektor. Aber die Sache mit Florence Barkley läßt mir keine Ruhe. Um es kurz zu machen. Sie oder vielmehr ihr Geist hat mich am heutigen Abend besucht. Sie hat mir von ihrem Vorhaben erzählt, dieses Haus zu zerstören. Mit all seinen Menschen. Glauben Sie mir, Herr Oberinspektor, ich habe versucht, sie davon abzuhalten, doch es war, als hätte ich gegen eine Wand gesprochen. Sie wollte nicht auf mich hören. Sie sagte, sie hätte jahrelang dem Satan gedient und dürfe ihn nun nicht mehr enttäuschen. Auch Sie stehen auf ihrer Liste, Sir. Sie ist besessen, sie wird keine Gnade mehr kennen.«

»Hat sie genaue Angaben gemacht?« fragte John. Er hatte sich dem alten Plummer gegenübergesetzt.

»Nein. Sie sprach nur allgemein. Es tut mir leid, daß ich Ihnen nicht mehr helfen kann, aber ich hielt es nach den vorausgegangenen Ereignissen für wichtig, Sie zu informieren.«

»Da haben Sie gut dran getan«, erwiderte John.

Der alte Plummer hob den Kopf. »Verstehen Sie die Frau, Sir? Ich nicht. Ich begreife es nicht, daß man von einem so großen Menschenhaß besessen sein kann. Aber sie ist ja kein Mensch mehr«, fügte er resignierend hinzu. Nach seinen Worten entstand eine Pause.

»Welche schwachen Punkte gibt es in solch einem Hochhaus, Suko?« fragte John.

Der Chinese hob die Schultern. »Zu viele. Wenn sie das Haus in Flammen aufgehen lassen will, kann sie praktisch auf jeder Etage anfangen. Am besten wäre es natürlich im Keller.«

John nickte. »Da hast du recht, Suko. Außerdem existiert dort ein Tor zum Dämonenreich. Wir müßten ihr diesen Weg verbauen.«

»Und wie?«

»Durch eine magische Beschwörung. Ich gehe noch mal in den Keller, nehme die Kreide mit und schirme das Tor mit Symbolen der Weißen Magie ab. Eine andere Möglichkeit sehe ich im Augenblick wirklich nicht.«

»Hoffentlich hilft es.«

»Es ist unsere Chance.« John erhob sich aus dem Sessel. »Aber zuvor werde ich noch Großalarm geben. Feuerwehr und Katastrophenschutz

sollen sich in Bereitschaft halten.«

»Du hast allerhand vor«, sagte Suko.

»Es muß sein.«

»Mein Gott«, flüsterte der alte Plummer. »Dann rechnen Sie fest damit, daß Florence Barkley das Haus in Flammen aufgehen läßt.«

»Man kann die Möglichkeit zumindest nicht ausschließen. Und ich möchte mir hinterher keine Vorwürfe machen, nicht alles getan zu haben.«

John hob den Hörer des Telefons ab und wählte Superintendent Powells Privatnummer.

Johns Chef war zu Hause. Er meldete sich mit brummiger Stimme, schien wieder seine obligatorischen Magenschmerzen zu haben. »Sinclair«, sagte John. »Sir, es geht um eine äußerst wichtige Sache, bei der ich Ihre Hilfe brauche.«

Und dann redete John fünf Minuten lang, ohne daß ihn Powell ein einziges Mal unterbrach. Als Powell dann sprach, sagte John ein paarmal okay und jawohl, und dann legte er mit einem befriedigten Ausdruck im Gesicht den Hörer wieder auf.

»Er hat angebissen«, stellte Suko fest.

»Ja. Powell leitet alles Nötige in die Wege. Die Wahrheit erfahren nur die einzelnen Einsatzleiter. Sie haben die Weisung, das Ganze ihren Untergebenen gegenüber als Alarmübung hinzustellen.« John lächelte. »Das ist das Gute an Powell. Wenn man ihn mal wirklich braucht, stellt er keine langen Fragen, sondern handelt.«

»Und jetzt?« fragte Suko.

»Werde ich wie gesagt in den Keller gehen.«

Es blieb beim Vorsatz, denn John hatte die Worte kaum ausgesprochen, als ein gellender Frauenschrei seine Ohren traf. Sekundenlang sahen er und Suko sich an. »Das war im Flur«, sagte der Chinese und stürmte los.

***

Der Krimi im Abendprogramm brachte alles. Nur keine Spannung. Deshalb hatte es Ed Musso auch bald satt und drehte die Flimmerkiste aus. Wilma, seine Frau, hantierte in der Küche. Sie mußte noch Geschirr vom Morgen wegspülen. Es war immer das gleiche, Wilma kriegte einfach nicht die Kurve.

Ed Musso warf sich auf die alte Ledercouch. Sie ächzte in allen Fugen.

Musso schloß die Augen und dachte daran, was ihm seine Frau erzählt hatte. Hier im Haus sollte es auf einmal nicht mehr mit rechten Dingen zugehen. Ein Ungeheuer war aufgetaucht und hatte Bewohner angegriffen. Außerdem war ein Bewohner in den Keller gegangen und nicht mehr wiedergefunden worden. Dazu kam noch eine finstere

Drohung, daß das Haus dem Tod geweiht war.
Ed Musso glaubte nicht daran. Er war erst vor wenigen Stunden von einer Montagearbeit zurückgekehrt und war zu müde gewesen, um sich den Unsinn anzuhören, den seine Frau da redete.
Er wollte seine Ruhe, nichts weiter.
Musso griff nach der Bierflasche, die auf dem Tisch stand. Er machte sich erst gar nicht die Mühe, das Bier in ein Glas zu gießen, er trank direkt aus der Flasche. Und zwar so lange, bis sie leer war. Ed Musso rülpste genüßlich. Er überlegte, ob er noch ein Fläschchen trinken sollte, ließ es aber dann bleiben. Er war einfach zu müde. Musso stand auf. Sein Bauch spannte sich über dem Hosengürtel. Sein Gesicht war in den letzten Jahren aufgedunsen. Eine Folge des zu reichlich genossenen Alkohols.
Musso wollte zum Fenster gehen und noch etwas frische Luft schnappen, als er plötzlich den kalten Hauch verspürte, der seinen Nacken streifte.
Überrascht blieb er stehen, drehte sich um.
Und da hatte er das Gefühl, sein Herz würde aufhören zu schlagen. Vor ihm stand eine Gestalt.
Eine Frau.
Uralt schon, aber mit kalten, grausamen Augen.
Sie starrte Musso an und lächelte plötzlich. Es war ein gefährliches, teuflisches Lächeln, in dem alle Bosheit der Hölle lag. »Komm her zu mir«, sagte sie.
Ed Musso wollte stehenbleiben, sich dem Befehl widersetzen, doch es ging nicht. Die Kraft der Frau war stärker. Sie zwang ihm seinen Willen auf.
Langsam und mit etwas staksigen Schritten näherte sich Musso der Geisterfrau.
Er sah deutlich, daß die Konturen immer wieder zerflossen und ein seltsamer silbriger Schein um den Körper der Frau lag. Als er nach ihr fassen wollte, griff er einfach durch sie hindurch.
Die Frau lachte leise. Sie hatte bisher die Hände auf dem Rücken verschränkt. Als sie sie jetzt nach vorn streckte, hielt sie eine Pechfackel in der Hand.
Eine blitzschnelle Bewegung mit der Fackel, und sie geriet in Brand. »Nimm sie«, sagte die Frau.
Widerstandslos nahm Ed Musso die brennende Fackel. Die Flamme war armlang, flackerte unruhig und übergoß die Wände des Zimmers mit einem roten Schein.
Ed Musso schloß die Finger der rechten Hand um die Fackel. Mit ausdruckslosem Gesicht starrte er in die Flamme.
»Du wirst den Anfang machen«, flüsterte die Frau. »Du wirst die Wohnung hier anstecken und dann zu den anderen gehen und auch

ihnen das Feuer der Rache bringen.«
»Ja«, sagte Musso leise. »Ich werde dir gehorchen.«
»Ed!« rief Mussos Frau plötzlich. »Ed, komm mal her. Mir ist etwas hinter den Schrank gefallen, und ich kann ihn allein nicht von der Wand rücken.«
Für einen Augenblick wurde Ed Mussos Blick wieder klar, doch sofort griff die Geisterfrau ein.
»Hör nicht auf sie, Ed. Ich bin jetzt deine Herrin!«
»Ja.«
»Ed! Warum hörst du denn nicht?« rief Mrs. Musso. »Verdammt, bist du denn taub?«
Ed lächelte nur. Wie gleichgültig ihm Wilma auf einmal war. Er hatte jetzt wichtigere Dinge zu tun.
Er wollte noch einen Blick auf die Frau werfen, doch sie war plötzlich verschwunden. Genauso rasch wie sie gekommen war. Aber Ed Musso wußte auch so, was er zu tun hatte.
Er ging auf den Wohnzimmertisch zu und hielt die Fackel an die weit über die Tischkanten hängende Decke.
Im Nu fing der Stoff Feuer.
Ed lachte, als er es sah.
Dann lief er zu den Gardinen.
Auch an ihnen leckten in Sekundenschnelle die Flammen hoch, hatten bald schon die Decke erreicht.
Dicke Rauchwolken wirbelten durch den Raum. Ed Musso mußte husten.
Das war genau in dem Moment, als seine Frau es in der Küche nicht mehr ausgehalten hatte. Hastig kam sie in den Living-room gerannt. »Was ist denn…« Sie stockte. Dann: »Ed! Bist du wahnsinnig? Bist du denn von allen guten Geistern verlassen worden? Ed, mein Gott, du steckst ja das ganze Zimmer in Brand!«
Wie ein Rachegeist tauchte Ed Musso aus den Rauchschwaden auf.
Sein Gesicht war schon rauchgeschwärzt, seine Augen leuchteten fanatisch. Die Brandfackel schwang er wie eine Keule.
Wilma Musso stand auf der Türschwelle wie festgeleimt. Sie traute ihren Augen nicht, konnte nicht glauben, was sie zu sehen bekam. Ed Musso war nicht mehr er selbst. Das Böse steckte in ihm wie ein giftiger Keim.
»Aus dem Weg!« brüllte er seine Frau an. Dabei überschlug sich seine Stimme. Er mußte husten und keuchen.
Das Feuer hatte jetzt den gesamten Living-room erfaßt, fraß sich weiter und suchte immer neue Nahrung.
Wilma Musso reagierte nicht.
»Weg!« kreischte Ed Musso.
Er stand nur noch zwei Schritte vor seiner Frau. Wild fuchtelte er mit

der Fackel herum.

Da erst reagierte Wilma. Sie wollte ihrem Mann in den Arm fallen, doch Ed Musso war wie ein wildes Tier.

Mit der Fackel schlug er zu, traf seine Frau an der Schulter. Wilma schrie gellend auf, und ihr Kleid fing augenblicklich Feuer. Wilma Musso taumelte in den kleinen Korridor. Wie sie es geschafft hatte, zur Tür zu kommen, wußte sie selbst nicht. Sie fiel förmlich auf die Klinke, riß die Flurtür weit auf und rannte als lebende Fackel schreiend nach draußen…

***

Suko war als erster an der Tür, riß sie auf und stürzte in den Flur. Schreiend taumelte eine Frau über den Gang. Ihre Schürze brannte, und auch das bunte Kleid hatte schon Feuer gefangen.

Der Chinese zögerte nicht eine Sekunde. Mit zwei, drei pantherartigen Sprüngen hatte er die Frau erreicht, warf sie zu Boden und preßte sich auf die Schreiende, um so die Flammen zu ersticken.

John Sinclair, der nur eine Sekunde nach Suko in den Flur gelaufen kam, hatte erkannt, daß sich die Frau bei dem Chinesen in den besten Händen befand. Für ihn ging es darum, den Brandherd zu bekämpfen. Aus einer Wohnung drangen dicke, schwarzgraue Qualmwolken, die sich träge unter der Flurdecke ausbreiteten.

John sprintete auf einen der knallroten Feuerlöscher zu, die sich in unregelmäßigen Abständen voneinander jeweils an den Flurwänden befanden. Sie steckten in eisernen Halterungen, und man konnte sie mit einem Ruck herausziehen.

John schnappte sich das kegelförmige Gerät und rannte damit in die brennende Wohnung.

Der Geister-Jäger tauchte in das Gemisch aus Rauch und Flammen. Den Löscher hielt er in der rechten Hand.

Die Wohnung glich in der Aufteilung der von James Barden. Sofort drang John der Rauch in die Augen und den Mund. Er mußte husten. Sehen konnte er nicht viel, er erkannte immerhin, daß die dicksten Rauchschwaden aus dem Living-room drangen.

Schemenhaft sah John Sinclair plötzlich die Gestalt rechts von ihm auftauchen. Er hatte sich schon in Richtung Living-room orientieren wollen, und der Kerl mit seinem rauchgeschwärzten Gesicht sah aus, als käme er direkt aus der Hölle.

Wild schwang er eine brennende Fackel, zielte damit nach John Sinclairs Kopf.

Der Geister-Jäger tauchte zur Seite. Gleichzeitig hämmerte er dem Kerl die Faust in die Rippen. Er hatte die Linke nehmen müssen, aber die besaß fast ebenso viel Durchschlagskraft wie die Rechte. Der Mann flog gegen einen Spiegel, riß ihn vom Haken und krachte zu Boden.

John kümmerte sich vorerst nicht um ihn, sondern hetzte keuchend in den Living-room.

Er war schon eine Feuerhölle.

Wie gierig lange Zungen leckten Flammen über die Tapeten an den Wänden, und immer wieder fanden sie neue Nahrung. Sogar die Holzlampe unter der Decke brannte.

John schlug auf den Knopf des Feuerlöschers. Ein armdicker Schaumstrahl jagte aus der Düse. Der Geister-Jäger hielt den Löscher fest umklammert, bewegte sich im Kreis, um möglichst viel von dem Schaum zu verteilen.

Aber schon bald merkte der Geister-Jäger, daß ein Löscher nicht reichen würde.

Er bestrich die Wände, stand gebückt, hustete und keuchte. Tränen rannen ihm aus den Augen. Unerträglich wurde die Hitze. Johns Kleidung war bereits angesengt.

Und doch gab der Geister-Jäger nicht auf.

Wenn er den Kampf gegen das Feuer verlor und die Flammen sich ausbreiteten…

Er durfte nicht daran denken, was dann geschah.

Plötzlich platzte die Fensterscheibe. Sie hatte die Hitze nicht ausgehalten.

Frischer Wind pfiff in den Raum, gab dem Feuer neuen Auftrieb. »Suko!« brüllte John, mehr hustend als schreiend. »Den anderen Löscher.«

Der Schaumstrahl war wesentlich dünner geworden. Die Kapazität des Löschers war bald beendet.

John sprang ein paar Schritte zurück, als vor ihm wieder Flammenzungen – vom Wind angefacht – hochzüngelten. Aus den Augenwinkeln sah er eine Gestalt in den Raum gestürzt kommen.

Das war nicht Suko.

Der Geister-Jäger erkannte den Kerl, der ihn mit der brennenden Pechfackel angegriffen hatte.

Der Mann brüllte wie ein Tier.

John kreiselte aus der Drehung herum und schlug mit dem Feuerlöscher zu.

Das flammend rote Gerät knallte gegen die Unterarme des Kerls, wirbelte ihm die Pechfackel aus der Hand. Sie fiel auf den Teppich, wo sie augenblicklich einen neuen Brandherd bildete.

John Sinclair hechtete auf den Kerl zu. Dicht vor der Tür bekam er ihn zu fassen. Wie Stahlklammern umfaßten Johns Arme die Hüften des Mannes, schleuderten den Brandstifter zu Boden.

Der Kerl brüllte und strampelte mit den Beinen. John mußte einen gemeinen Tritt an der Schulter einstecken, konnte bei einem anderen im letzten Augenblick den Kopf noch einziehen, und dann war er am

Ball.

Die rechte Faust kam als gestochene Gerade und explodierte am Kinnwinkel des Mannes.

Der Brandstifter gurgelte auf, wurde herumgerissen, rollte auf den brennenden Teppich zu.

Plötzlich schrie er markerschütternd auf. Die Flammen hatten seine Hose erfaßt.

Im gleichen Moment stürmte auch Suko in den Living-room. Er hielt zwei Feuerlöscher mit seinen kräftigen Fäusten gepackt. Die armdicken Schaumstrahlen jagten torpedoartig aus den Düsen, erstickten im Nu die kleineren Brandherde.

Suko wirbelte wie ein Tornado. Auch John und sein Gegner bekamen von dem Schaum ab, er löschte das Feuer, das bereits die Hose des Brandstifters erfaßt hatte.

Aber noch gab er nicht auf.

Wie ein Grizzlybär versuchte er John Sinclair zu umklammern. John sah das breitflächige Gesicht mit den flackernden blutunterlaufenen Augen direkt vor sich.

Er sprengte die Schere durch seinen Karateschlag, und dann trat seine gekrümmte Handkante in Aktion.

Sie traf den Brandstifter genau auf den Punkt.

Röchelnd sank er zusammen.

»Alles okay, John?« rief Suko fragend.

»Okay«, krächzte der Geister-Jäger zurück.

Der Qualm war jetzt noch dicker geworden, nachdem das Feuer nicht mehr loderte. Wie ein Vorhang wanderte er durch die Wohnung. John wollte den Bewußtlosen nach draußen ziehen, doch er hatte einfach nicht mehr die Kraft dazu. Suko bemerkte es und kam ihm zu Hilfe. Er schleppte John und Ed Musso gemeinsam ab.

Draußen auf dem Flur war inzwischen der Teufel los. Die Feuerwehr war bereits alarmiert worden, und gleichzeitig, das wußte John, würde auch der Einsatz für den Katastrophenschutz ausgelöst werden. Der Oberinspektor lehnte mit dem Rücken an der Wand und schnappte verzweifelt nach Luft. Immer wieder wurde das Atemholen von trockenem Husten unterbrochen.

»Wie geht's der Frau?« fragte er japsend.

»Den Umständen entsprechend«, erwiderte Suko. »Ich habe sie in Bardens Wohnung gebracht. May Chandler kümmert sich um sie.«

John nickte. Er fühlte, wie es ihm langsam besser ging. Die Zuschauer starrten ihn an wie ein Weltwunder.

»Wie konnte das denn geschehen?« fragte ein Mann.

»Keine Ahnung.« Der Oberinspektor hob die Schultern. Er wollte den Fragesteller nicht beunruhigen und ihm sagen, daß es wahrscheinlich Brandstiftung gewesen war.

Suko hatte sich inzwischen um Ed Musso gekümmert. Er hatte ihn ebenfalls in Bardens Wohnung untergebracht, ließ ihn aber nicht aus den Augen.

Auch John Sinclair betrat die Wohnung. Die Frau hockte im Sessel und weinte. Immer wieder schüttelte sie den Kopf und fragte: »Warum hat er das getan? Warum nur?«

May Chandler versuchte vergeblich, sie zu beruhigen. »Ich rede mit dem Chef der Feuerwehr«, sagte John.

»Okay.« Suko nickte.

John ging durch die kleine Diele, und als er sich selbst im Spiegel sah, hätte er sich fast nicht wieder erkannt.

Sein Gesicht war rußgeschwärzt. Haare und Kleidung waren angesengt. Brandblasen bedeckten seine Hände, die Krawatte war gar nicht mehr vorhanden.

Aber John lebte.

Und das war die Hauptsache.

Noch immer standen die Menschen dichtgedrängt im Flur. Und es kamen immer neue hinzu. Aus den anderen Etagen sogar. John hob beide Arme und drehte die Handflächen nach außen. »Geht in eure Wohnungen, Leute«, sagte er. »Es ist alles vorbei. Nichts wird mehr geschehen. Hier gibt es auch nichts zu sehen.«

Die Menschen hörten nicht. Nach wie vor standen sie wie eine Wand. Flüsterten erregt miteinander. Vermutungen wurden laut. Man sprach von Brandstiftung und Ehekrach als Motiv. Gehässige Bemerkungen folgten. Einige Leute wollten wissen, daß es ja einmal so kommen mußte, daß man es ja schon immer gewußt habe und so weiter. John Sinclair stellte seine Ohren auf Durchzug und drängte sich durch die Menge bis zu einem Lift.

Er fuhr nach unten ins Erdgeschoß und lief ausgerechnet Ted Storm in die Arme. Der Reporter hatte als einziger ausgeharrt.

»Mann, Sinclair«, rief er. »Was ist denn bei euch oben los? Man hört ja die schaurigsten Dinge. Im zwölften Stock soll es brennen. Stimmt das? Ich wollte gerade hochfahren«, und dann mit einem Blick auf Johns zerfetzte Kleidung. »Anscheinend hat mein Informant doch nicht gelogen.«

Storm hob die Kamera, doch John drückte sie ihm vom Auge weg.

»Keine Fotos, Storm«, sagte er scharf.

»Verdammt, Sinclair, das wird Sie teuer zu stehen kommen. Sie hindern mich an der Ausübung meines Berufes.«

Dem Oberinspektor platzte bald der Kragen. »Jetzt hören Sie mal genau zu, Storm«, sagte er gefährlich leise. »Wenn Sie nicht sofort verschwinden, vergesse ich mich. Sie sind derjenige, der mich hindert, meine Pflicht zu tun. Und hier stehen Menschenleben auf dem Spiel. Haben Sie mich verstanden?«

»Okay, okay, ich bin ja schon weg.« Storm lief tiefer in den langen Flur hinein, und John sah nicht das Grinsen auf seinen Gesichtszügen. Der Geister-Jäger ging nach draußen.

Er hatte das Jaulen der Feuerwehrsirenen schon gehört. Soeben bogen die großen Löschwagen auf den Parkplatz ein.

Scheinwerfer tauchten den Hauseingang in gleißende Helligkeit. John lief winkend auf die Wagen zu.

Aus einem Pkw sprang der Einsatzleiter. Es war Captain Dunner. John kannte ihn gut.

»Hallo, Sinclair«, sagte Dunner und drückte John die Hand. »Was genau war los?«

John zog den Captain ein Stück zur Seite.

Dunner grinste. »Sie scheinen sich ja auch einiges eingefangen zu haben, wenn ich Sie mir so betrachte.«

John winkte ab. »Halb so schlimm. Wir haben den Brand gelöscht.«

»Dann brauchen Sie uns ja gar nicht mehr.«

»Hoffentlich nicht. Aber Sie müssen trotzdem in Bereitschaft bleiben.«

»Erzählen Sie.«

Dunner war ein Typ, der nicht viel Worte machte. Er war irischer Abstammung, hatte rostrotes widerspenstiges Haar und einen buschigen Oberlippenbart. In seinem Fach war Dunner ein As. Die beiden Männer zogen sich in den Hausflur zurück.

»Erst mal soviel«, sagte John, »es ist durchaus möglich, daß in absehbarer Zeit wieder ein Brand aufflackert. Wir haben die Nachricht bekommen, daß das gesamte Hochhaus in Flammen aufgehen soll. Ich betone, soll«, sagte John schnell, als er Dunners entsetztes Gesicht sah.

»Malen Sie den Teufel nicht an die Wand«, sagte Dunner. »Ein Hochhausbrand, der hat uns gerade noch gefehlt. Sollen wir die Leute nicht lieber evakuieren?«

»Ich glaube, das wird nicht nötig sein«, erwiderte der Oberinspektor. »Ich hoffe, den Brandstifter noch in den nächsten Stunden fassen zu können.«

»Und wenn nicht?«

»Dann gnade uns Gott.«

Captain Dunner faßte nach Sinclairs Schultern. »Mensch, John, Sie verschweigen mir etwas. Hier stimmt doch einiges nicht. Warum sagen Sie mir nicht die Wahrheit?«

»Haben Sie schon mal mit Dämonen zu tun gehabt?« stellte John die Gegenfrage.

»Mit – was?« Dunners Gesicht nahm einen ungläubigen Ausdruck an.

»Sehen Sie.«

»Also jetzt verstehe ich gar nichts mehr.« Der Captain schüttelte den Kopf. »Na ja, es ist Ihr Fall, und ich bin an meine Weisungen

gebunden. Was schlagen Sie vor?«

»Daß Sie sich erst einmal nur in Bereitschaft halten, Captain. Aber wenn Sie gebraucht werden, muß alles blitzschnell gehen. Sagen Sie das auch den Leuten vom Katastrophenschutz.«

»Okay, ich verlasse mich auf Sie.«

Der Captain wandte sich ab und ging wieder zu seinen Leuten. Sekundenlang stand John mit hängenden Armen unten im Flur. In dem Hochhaus summte es wie in einem Bienenstock. Die Menschen waren aufgeschreckt worden. Irgend etwas lag in der Luft, man konnte es förmlich fühlen.

Das Böse hielt langsam und schleichend Einzug in das Hochhaus. John nahm auch an, daß der Brandstifter nicht aus eigenem Antrieb gehandelt hatte. Daß hinter seiner Tat die geheimnisvolle Geisterfrau steckte.

Aber warum hatte die dem Mann befohlen, seine Wohnung in Flammen aufgehen zu lassen? Sollte sich vielleicht von dort aus das Feuer ausbreiten?

Kaum vorstellbar, denn wenn man wirklich ein Hochhaus in Brand setzen wollte, dann nahm man sich andere Stellen vor. Zum Beispiel im Keller, oder man ließ Flammen die Luftschächte hinaufjagen, aber nicht so dilettantisch einfach eine Wohnung anzünden.

Es sei denn, dieser jemand wollte von etwas ablenken. Verdammt, das mußte es ein.

Urplötzlich kam John die Idee.

Natürlich. Florence Barkley wollte von ihrem eigentlichen Ziel ablenken, um dann um so härter und gnadenloser zuschlagen zu können.

Und wo hatte sie ihren Stützpunkt?

Im Keller!

John Sinclair rannte los…

***

Ted Storm, der Reporter, dachte natürlich nicht daran, aus dem Hochhaus zu verschwinden.

Es war sein Job, dort zu sein, wo etwas passierte. Dafür bekam er sein Honorar und auch noch eine Erfolgsprämie für besonders heiße Themen.

Storm war scharf auf Sensationen. Er hatte sich selbst den Spitznamen Ein-Mann-Stoßtrupp gegeben. Zielstrebig drang er ins Zentrum des jeweiligen Ereignisses vor. Immer war er dicht am Ball.

Er war einer der ersten gewesen, die vor Jahren die Posträuber interviewt hatten, und er hatte sich auch nicht gescheut, wie eine Wespe in ein Terroristennest hineinzustechen. Daß er damals mit dem Leben davongekommen war, kam ihm heute als Wunder vor. Aber von

Wundern und Sensationen lebte er nun mal, da war nichts daran zu rütteln.

Die Erfolge hatten ihn auch frecher und aggressiver gemacht. Er ließ sich nicht mehr einschüchtern, weder von Gangstern noch von Bullen und auch nicht von einem Mann wie John Sinclair.

Und dieser Sinclair war der einzige, dem Storm so etwas wie Respekt zollte!

Er kannte den Ruf des Geister-Jägers, wußte um die zahlreichen Fälle, die dieser Mann gelöst hatte. Wo andere das Handtuch warfen, da fing ein Mann wie John Sinclair erst an.

Jedesmal wenn er auftauchte, lag eine Sensation in der Luft. Die konnte Ted Storm förmlich wittern, wie ein Raubtier die leichte Beute. Ted Storm war den Flur entlanggelaufen, bis er von Sinclair nicht mehr gesehen werden konnte.

Der Flur endete vor einer Tür.

Nottreppe stand darauf.

Storm grinste und zog die Eisentür auf. Er hatte genau das gefunden, was er wollte.

Ein kahler Betongang lag vor ihm. Schmale Stufen führten jeweils nach oben und unten.

Storm entschied sich für den Keller.

Keller hatten auf ihn schon immer eine besondere Anziehungskraft besessen, ob sie sich nun in einer alten abbruchreifen Bude befanden, oder in einem modernen Hochhaus.

So leise wie möglich nahm er die Stufen. Der Beton an den Wänden war rauh. Man hatte es nicht für nötig gehalten, ihn noch extra zu verputzen.

Es roch feucht und irgendwie muffig. Luft drang so gut wie keine in das Treppenhaus hinein, und da in der Wand auch Heizungsrohre verliefen, war es unangenehm warm.

Jetzt ärgerte Strom sich, daß er nicht den Fahrstuhl genommen hatte, aber die Stufen hörten schon bald auf.

Mit einem Ruck warf sich Storm seinen langen braungelben Schal über die Schultern. Der Reporter trug wie immer seinen alten abgewetzten, ehemals grünen Ledermantel, eine enge Röhrenhose und ein Jackett, das viel zu weit war und mit allerlei Kugelschreibern, Papierblöcken und Bleistiften gefüllt war.

Am teuersten war Storms Kamera. Sie war ein Produkt einer deutschen Firma, führend auf dem Weltmarkt.

Wieder stand der Reporter vor einer Tür.

Storm wischte sich eine Haarlocke aus der Stirn, bevor er die Tür öffnete. Er hatte mal wieder eine viel zu lange Mähne. Für den Friseur gab er kein Geld aus, und da er sich mit seiner Freundin, die ihm sonst immer die Haare schnitt, verkracht hatte, konnten sie seinetwegen bis

zum Hintern wachsen. Ihn störte das nicht. Und sein Chefredakteur hatte sich längst an die Marotten gewöhnt.

Ted Storm schlüpfte in den Keller.

Leer lagen die Gänge vor ihm.

Oder?

Storm spitzte die Ohren. Er vermeinte, plötzlich ein Geräusch vernommen zu haben. Es war ziemlich undefinierbar, hatte aber entfernte Ähnlichkeit mit dem Schmatzen oder Schlürfen eines Menschen, der von Tischsitten noch nie etwas gehört hatte. Storm schnupperte.

Er hatte eine übergroße Nase, auf die er stolz war und die er zärtlich Riechmuschel nannte. Ja, seine Nase sagte ihm, daß in diesem Kellergewirr etwas vorging.

Augenblicklich machte der Reporter die Kamera schußbereit. Angst hatte er nicht. Wenn's brenzlig wurde – nun ja, er war schon immer ein guter Kurzstreckenläufer gewesen.

So leise wie möglich ging er los. Er bewegte sich in seinen ausgelatschten Boots optimal. Andere hätten die Treter längst weggeworfen, aber nicht Ted Storm. Diese Stiefel gehörten zu seinem Image.

Die einzelnen Keller kamen ihm vor wie Zellen. Jeder Kellerraum war nur durch eine Lattentür gesichert.

Storm peilte in fast jeden hinein.

Was die Leute so alles in ihren Kellern aufbewahrten? Nicht zu fassen. Kisten, Kästen, alte Nähmaschinen, zersägte Möbel, dann wieder Einkochgläser und gebündelte Zeitungen.

Fehlt nur noch, daß jemand die Leiche seiner Schwiegermutter versteckt hat, dachte Storm.

Er erreichte einen Quergang und entschied sich dafür, nach rechts zu gehen. Die Geräusche, auf die er so scharf war, hatten sich nicht wiederholt.

Hoffentlich war es keine Täuschung. Wenn er daran dachte, daß er hier im Keller herumlief und sich die heiße Sache ganz woanders abspielte, wurde es ihm ziemlich komisch.

Der Reporter schlich weiter.

Einmal den Kopf nach rechts – einmal nach links.

Immer wieder peilte er in die Keller.

Und dann blieb er plötzlich stehen.

Ungläubig weiteten sich seine Augen. Er stand vor einem Keller, dessen Boden sich rot gefärbt hatte oder gefärbt worden war. Storm preßte sein Gesicht dicht gegen die Holzverschläge, um besser in den Keller hineinsehen zu können.

Der Boden war halb durchsichtig.

»Das ist doch nicht drin«, murmelte Storm und fingerte im gleichen

Augenblick an seiner Kamera herum. »Wenn ich das aufnehme, das glaubt mir keiner.«

Er kam aber nicht mehr dazu, ein Foto zu schießen. Denn aus dem halb durchsichtigen Boden glitten vier klauenartig gekrümmte Hände. Die Knochen hatten die Haut wegplatzen lassen, und die Nägel waren wie die spitzen Krallen eines Raubtieres.

»Ich glaub', ich spinne«, flüsterte Storm. »Das – das gibt's doch nicht.« Er sah, wie sich die Hände immer weiter aus der rötlich schimmernden Oberfläche schoben, sah lange dünne Knochenarme und ein Gesicht, das nicht im entferntesten mehr an einen Menschen erinnerte.

Vor Ted Storm stieg eine Bestie aus der Erde. Ein Dämon!

Einen kugelförmigen Kopf mit überlangen Ohren, einer rüsselförmigen Nase und einem langgezogenen haarlosen Schädel, auf dessen Stirn ein Auge saß und grünlich leuchtete.

Die nächste Bestie, die aus dem Boden stieg, glich der ersten aufs Haar.

»Ich werde wahnsinnig«, keuchte der Reporter. Er, der sich selbst abgebrüht nannte, fühlte plötzlich, was es heißt, Angst zu haben. Er begann zu zittern, sein Herz schlug schneller, der Puls raste. Mensch, hau doch ab! schrie eine innere Stimme, doch Storm klebte auf der Stelle. Er konnte sich der Faszination des Grauens nicht entziehen.

Und es wurden immer mehr Bestien.

Lautlos stiegen sie aus dem rötlich schimmernden Sumpf. Blasen quollen an die Oberfläche und zerplatzten mit leisem Schmatzen. Plötzlich hörte Storm hinter sich ein Geräusch.

Er kreiselte herum.

Zwei Horrorgestalten standen vor ihm.

Sie hatten schuppige grüne Haut und ovalförmige Mäuler, aus denen lange hauerartige Zähne ragten.

Stinkender Atem streifte Storms Gesicht. Und dieser Pesthauch war es, der ihn von seiner Lähmung befreite.

Ehe die Monster ihn packen konnten, wischte er zwischen ihnen hindurch. Er hatte soviel Wucht in den Sprung gelegt, daß er an der anderen Seite des Ganges gegen eine Kellertür prallte und sich schmerzhaft den Kopf stieß.

Doch darauf achtete Ted Storm im Augenblick nicht. Er wollte nur weg. Weg von diesen schrecklichen Höllengeschöpfen, die darauf aus waren, ihn zu töten.

Er warf sich herum, ehe die Monster ein zweites Mal auf ihn zukommen konnten. Aus den Augenwinkeln sah er, daß die anderen Horror-Wesen einfach durch die Kellertür schritten, als wäre sie gar nicht vorhanden.

»Ich werde verrückt!« schrie Storm. »Gütiger Himmel, ich werde

verrückt!«

Er begann zu rennen. Noch nie in seinem Leben war er so schnell gelaufen. Und doch hatte er das Gefühl, nicht einen einzigen Schritt von der Stelle zu kommen.

Hinter seinem Rücken hörte er das Fauchen der Ungeheuer und das Tappen nackter Füße auf dem glatten Beton.

Instinktiv hatte der Reporter den Weg zu den Fahrstühlen eingeschlagen. Das Echo seiner Schritte hallte durch das Kellergewölbe. Die an einem Lederriemen hängende Kamera flog dem Reporter links und rechts um die Ohren.

Er rannte.

Rannte um sein Leben.

Und doch schaffte er es nicht.

Plötzlich krallte sich eine Hand in seinen Mantel. Es war jedoch mehr ein Stoß, und Ted Storm flog nach vorn wie vom Katapult abgezogen. »Aaahhh!« Sein Schrei gellte durch den Keller. Er breitete die Arme aus wie jemand, der plötzlich das Fliegen lernen will, und stolperte nach wenigen Schritten über seine eigenen Beine.

Hart fiel Ted Storm auf den Boden.

Die teure Kamera ging zu Bruch.

Storm spürte den Aufprall bis in den letzten Knochen. Sterne platzten vor seinen Augen auf. Blut schoß aus der Nase.

Er wollte sich auf den Rücken wälzen, um aufzuspringen, schaffte es aber nur halb.

Von der Seite her sah er einen Schatten auftauchen.

Das erste Monster war gekommen…

***

John Sinclair sprintete auf den Fahrstuhl zu. Er hatte plötzlich das Gefühl, daß es auf jede Sekunde ankam.

Keiner der vier Fahrstühle befand sich im Parterre.

John fluchte wild. Der Lift, mit dem er gekommen war, war wieder nach oben geholt worden.

Der Geister-Jäger drückte auf alle vier Knöpfe. Irgendein Lift mußte doch kommen. John hatte keine Lust, über die Nottreppe in den riesigen Keller zu gehen. Er wußte nicht, wo er landen würde und mußte sich dann erst noch neu orientieren.

Endlich kam einer der Lifts.

John Sinclair riß die Tür auf, sprang in die Kabine und drückte auf den untersten Knopf.

Der Lift ruckte an.

Schon Sekunden später hatte er den Keller erreicht. Aber noch als sich John im Lift befand, hörte er den gellenden Schrei.

So schrie nur ein Mensch in höchster Todesangst.

Der Lift kam zum Stehen.
Wie von selbst sprang John Sinclair die mit Silberkugeln geladene Pistole in die Hand.
Er stieß die Tür auf und sah sich augenblicklich mit einer höllischen Situation konfrontiert.
Ein grünhäutiges Monster war dabei, sich über den am Boden liegenden Ted Storm zu beugen. Es hatte schon seine Hand zum tödlichen Schlag erhoben, wurde aber dadurch, daß der Lift direkt neben ihm stoppte, abgelenkt.
Das Monster zögerte, hob den Kopf.
Ein paar Schritte entfernt sah John Sinclair ein zweites Monster angelaufen kommen.
Der Geister-Jäger schoß noch im Lift stehend.
Die Beretta bellte auf, und das silberne Geschoß drang dem Grünhäutigen mitten in die Stirn.
Von der Wucht des Einschlages wurde die Bestie zurückgerissen. Heulend drehte sie sich um ihre eigene Achse, schlug wild mit den Armen um sich und prallte gegen eine Kellertür, die krachend zusammenbrach.
Aber schon war das zweite Monster heran.
Während John aus dem Lift sprang und den Reporter anschrie, er solle im Fahrstuhl verschwinden, griff der andere Grünhäutige an. Er hatte sein Maul weit geöffnet, Flammen und Rauch drangen daraus hervor. John ging in Kampfstellung.
Dann feuerte er.
Die Kugel traf das Monster mitten im Lauf.
Es wurde gestoppt, als wäre es gegen eine Wand gelaufen. Kreischend und jaulend brach es in die Knie. Noch einmal zuckte der Körper, und dann lag das Horror-Wesen still.
Jetzt sah John Sinclair, was die Macht der geweihten Kugel bewirkte. Das Monster begann sich aufzulösen. Der feste Körper wurde zu einer schleimigen Flüssigkeit, die sich über den Boden verteilte und schließlich als große Pfütze zurückblieb.
Das gleiche war auch mit dem ersten Monster geschehen.
Ted Storm hatte sich inzwischen erhoben. »Verdammt, Sinclair, das war knapp!« keuchte er.
John lachte rauh. »Hatte ich Ihnen nicht gesagt, Sie sollten sich aus der Sache raushalten?«
»Ja, schon gut.« Storm holte ein Taschentuch hervor und wischte sich das Blut aus dem Gesicht.
»Sind noch mehr von diesen Monstern in der Nähe?« wollte John Sinclair wissen.
Der Reporter steckte das Taschentuch wieder weg. »Und ob.«
»Was?«

»Ja, sie sind aus solch einem verdammten Keller gekommen. Der Boden da war rot und durchsichtig. Mensch, Sinclair, als ich das sah, dachte ich…«

»Was Sie dachten, ist mir egal«, unterbrach John den Mann. »Mich interessiert nur eins. Wo sind die Biester hingelaufen? Sind sie den beiden Grünhäutigen nachgekommen?«

Storm hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Ich mußte ja selbst sehen, daß ich wegkam.«

Johns Frage wurde jedoch Sekunden später schon beantwortet. Urplötzlich tauchten die anderen auf. Ungesehen hatten sie sich in die Nähe der beiden Männer geschlichen.

Es waren Alptraum-Wesen. Übergroße schleimige Gestalten, die an langgezogene Flaschen erinnerten. John zählte mindestens ein Dutzend. Arme und Hände jedoch waren knochig, die Nägel spitz wie Messer. Die Wesen veränderten von einem Augenblick zum anderen ihre Gestalt. Mal waren sie lang und dünn, dann wieder dick und aufgeschwemmt.

Eins hatten sie jedoch gemeinsam.

Das Ziel John Sinclair.

»In den Lift!« schrie John dem wie erstarrte dastehenden Reporter zu. Ted Storm gehorchte zitternd.

John Sinclair blieb mitten im Gang stehen.

Sein Gesicht wirkte wie aus Granit gemeißelt. Der Mund bildete nur noch einen schmalen Strich. Die Augen waren zu Schlitzen verengt. Sollen sie kommen, dachte John. Er würde ihnen schon den richtigen Empfang bereiten.

Winselnd und schlürfend kamen die Gestalten näher. Die Körper waren halb durchsichtig, man sah aber außen an den Armen und Händen keine Knochen.

Sie erinnerten den Geister-Jäger an eine amorphe gestaltlose Masse. Okay, Florence Barkley hatte ihre Helfer ausgeschickt, um das Hochhaus zu vernichten.

Und John Sinclair war bereit, den Kampf aufzunehmen.

Er zielte wie auf dem Schießstand.

Dann drückte er ab.

Dreimal ruckte die Waffe in seiner Hand.

Drei Echos vereinigten sich zu einem, das hallend durch den großen Keller schwang.

Drei Kugeln waren aus dem Lauf der Pistole gejagt – und… John Sinclair glaubte seinen Augen nicht zu trauen.

Die geweihten Silberkugeln konnten den Ungeheuern nichts anhaben. Sie waren in der schleimigen Masse steckengeblieben.

Zwei Sekunden stand John wie festgenagelt. Vermutungen und Gedanken zuckten durch seinen Kopf. Wenn Silberkugeln diesen

Wesen nichts anhaben konnten, dann gehörten sie zu einer höheren Stufe der Dämonen und dann…

Ein zweiter Schreck durchzuckte den Geister-Jäger. Er sah, daß die Wesen die in ihren Körpern steckengebliebenen Kugeln regelrecht verdauten, daß das Silber sich einfach auflöste.

Und die Horror-Gestalten gingen weiter.

Zehn Schritte waren sie noch von Sinclair entfernt.

»Kommen Sie, los!« brüllte der Reporter, der die Fahrstuhltür offenhielt und in dessen Augen das nackte Entsetzen stand. John wollte noch einen Schuß abfeuern, besann sich aber und sprang in den Lift.

Hastig riß Ted Storm die Tür zu.

»Wohin?«

»Erdgeschoß«, erwiderte der Geister-Jäger.

Storms Zeigefinger tippte auf den entsprechenden Knopf. Ruckartig setzte sich der Lift in Bewegung.

Ted Storm packte John an der Schulter. »Sagen Sie, Sinclair, wie wollen Sie diese Ungeheuer stoppen?«

»Ich weiß es nicht, verdammt!«

***

Suko hatte die Wohnungstür geschlossen. Auf dem Gang standen noch immer die neugierigen Hausbewohner und redeten aufgeregt miteinander. Gedämpft waren die Stimmen bis in die Wohnung zu hören.

Ed Musso war noch bewußtlos. Er lag in der kleinen Diele, neben dem Schuhschrank. Dort, wo Johns Schlag ihn getroffen hatte, war sein Nacken angeschwollen.

Suko bückte sich und hob das Augenlid des Bewußtlosen hoch. Dann nickte er zufrieden. Der Mann würde noch eine Weile »schlafen«. Suko betrat den Living-room. May Chandler hatte das beste aus der Lage gemacht und Wilma Musso einen Gin eingeschenkt. Tapfer schluckte die Frau den scharfen Alkohol. Der alte Plummer stand am Fenster und starrte hinaus in die Nacht.

May Chandler hob die Schultern, als sie Suko anblickte. »Die Frau hat den Schock noch immer nicht überwunden. Wenn ich mir vorstelle, daß ich so einen Kerl hätte…«

»Sie müssen den Mund halten«, sagte Suko. »Ihr Gewerbe ist auch nicht gerade astrein. Sind Sie eigentlich registriert?«

Da senkte May Chandler den Kopf.

Suko grinste.

Er setzte sich neben Wilma Musso auf die Couch. »Sie brauchen keine Angst mehr zu haben, Mrs. Musso. Ihrem Mann ist nichts geschehen. Er wird noch einige Zeit bewußtlos bleiben und sich wahrscheinlich

an nichts mehr erinnern können.«

Wilma Musso breitete in einer hilflos anmutenden Gebärde beide Arme aus. Sie war eine verhärmt aussehende Frau, an der das Leben wahrscheinlich nicht spurlos vorbei gegangen war. »Ich verstehe ihn einfach nicht. Welch einen Grund hatte er denn gehabt, einfach unsere Wohnung anzuzünden? So urplötzlich? Und woher hatte er überhaupt diese Fackel? Ich habe sie nie bei ihm gesehen.«

»Das weiß ich auch nicht«, erwiderte der Chinese, obwohl er sich denken konnte, von wem Ed Musso die Fackel bekommen hatte. Aber er wollte die Frau nicht noch unnötig ängstigen.

May Chandler rettete die Situation. »Am besten ist, Sie trinken noch einen Schluck. Das tut gut und hilft immer. Lassen Sie sich das von mir gesagt sein.«

»Sie haben wohl Erfahrung in solchen Dingen?«

May lachte hart. »Und ob.«

Suko sah, daß Wilma Musso sich in guten Händen befand, und erhob sich wieder. John Sinclairs Fortbleiben machte ihm Sorgen. Er hatte das Gefühl, daß er woanders viel dringender gebraucht wurde. Aber er konnte die Frauen auch nicht allein lassen.

Um sich nicht völlig unnütz vorzukommen, wollte er dafür sorgen, daß Ed Musso aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte.

Der Chinese faßte den Mann unter den Achseln und schleifte ihn ins Bad.

Neben dem Waschbecken legte er ihn nieder und wollte schon den Wasserkran aufdrehen, als sein Blick auf den Spiegel fiel. Suko stutzte.

Das Glas hatte sich verfärbt.

Es war grau geworden und matt zugleich. Auf der gesamten Fläche zeigten sich Risse und Sprünge. Sie waren nadelfein, schienen aus einer verwirrenden Anordnung zu bestehen.

Sukos Gesicht näherte sich dem Spiegel. Genau sah der Chinese hin. Und dann entdeckte er in den Sprüngen und Rissen Gesetzmäßigkeiten. Die haarfeinen Sprünge waren alle miteinander verbunden und liefen einem gemeinsamen Ziel, der Mitte des Spiegels, zu.

Der Spiegel besaß ein magisches Muster!

Suko mußte daran denken, daß in diesem Zimmer James Bardens Leiche gefunden worden war. Auch er hatte vor dem Spiegel gestanden.

Unwillkürlich trat der Chinese einen Schritt zurück und schloß die Tür des Badezimmers.

Inzwischen hatte sich die Farbe des Spiegels abermals verändert. Die Oberfläche schimmerte in einem seltsamen Violett und schien sich unaufhörlich zu bewegen. Suko kam es vor, als stünde er vor einem Tor, aus dem jeden Moment jemand herauskommen müsse. Er hielt

den Atem an.

Etwas mußte in den nächsten Sekunden passieren, das fühlte er ganz genau.

Und Suko sollte sich nicht getäuscht haben.

Plötzlich waren die Konturen eines Gesichts auf der Oberfläche des Spiegels zu erkennen.

Ein Gesicht, das einer Frau gehörte.

Die Geisterfrau!

Sie kam – aus dem Spiegel.

Für einen Augenblick verschwand das Gesicht, ein schemenhaftes Gebilde wischte aus dem Spiegel, tanzte ein, zwei Herzschläge lang in der Luft und materialisierte sich auf dem gefliesten Boden des Badezimmers.

Florence Barkley war da.

Unwillkürlich nahm Suko die Angriffsstellung eines Karatekämpfers ein, doch die Frau hob die rechte Hand und lächelte. Dann sagte sie: »Kraft wird dir nichts nutzen, Chinese. Mich kannst du so nicht besiegen.«

Suko fixierte die Frau. Sie sah so aus, wie die anderen Zeugen sie geschildert hatten. Schlohweißes Haar, ein runzeliges Gesicht, lange knochige Finger.

Suko atmete gepreßt. »Was willst du?«

Die Frau lächelte. Ihre Finger spielten mit den vor der Brust baumelnden Ketten. Dann hob sie den Blick. »Ich bin gekommen, um dir einen Vorschlag zu machen.«

»Welchen?«

»Nur nicht so hastig, lieber Freund. Du kennst mein Motiv. Ich will mich rächen, für das, was mir angetan worden ist. Die Menschen in diesem Haus haben über meine Warnungen gelacht. Nun, ich habe ihnen eine Kostprobe meiner Macht gegeben. Diesen Schock werden sie ihr Leben nicht mehr vergessen. Falls sie weiterleben. Und nun sind wir beim Thema. Ich gebe den Leuten eine Chance. Meine Diener haben längst das Hochhaus in Besitz genommen. Sie halten sich schon im Keller auf und warten auf mein Zeichen, um die Menschen endgültig zu vernichten. Sie werden dies auch machen, wenn sich dein Freund John Sinclair nicht zu einem Duell mit mir stellt.«

Suko riß ungläubig die Augen auf. »Er soll was?«

»Sich mit mir duellieren.«

»Wie hast du dir das vorgestellt?«

Florence Barkley lachte. »Es wird – wie sagt man doch noch – ja, es wird ein Schaukampf. Und den Ort bestimme ich. Dieser Kampf soll um Punkt Mitternacht auf dem Dach dieses Hauses stattfinden. Nur er und ich. Wir beide allein. Bestelle es diesem Sinclair. Um Punkt Mitternacht und keine Minute später. Hast du alles verstanden,

Chinese?«

»Ja«, erwiderte Suko. »Ich werde es ihm ausrichten.«

Die Geisterfrau lachte. »Es wird ein phantastischer Kampf, dessen bin ich mir völlig sicher. John Sinclair kann die Bewohner retten. Denk immer daran…«

***

Der Lift stoppte im Parterre.

John und der Reporter sprangen heraus. Im Flur wimmelte es mittlerweile von Uniformierten. Auch die Männer des Katastrophenschutzes waren anwesend. Die Helme glänzten im Licht der Lampen.

Captain Dunner kam auf den Geister-Jäger zugelaufen. Er mußte John angesehen haben, daß etwas schiefgelaufen war, denn er erkundigte sich sofort: »Was ist denn passiert?«

John zog den Captain zur Seite. »Die Dämonen haben schon zugeschlagen«, sagte er. »Sie sind bereits im Haus.«

»Hä?«

John verlor die Geduld. »Verdammt, unten im Keller sind ein Dutzend Höllengeschöpfe versammelt, und wenn wir nicht sofort etwas unternehmen, sind alle Bewohner des Hauses verloren.« Dunner holte tief Luft. »Sie gestatten, daß ich mich selbst von Ihren Worten überzeuge?«

Der Oberinspektor überlegte nur einen Augenblick. Dann nickte er und sagte entschlossen: »Gut, fahren wir beide hinunter.«

»Sind Sie denn wahnsinnig?« flüsterte Ted Storm, der die letzten Worte mitbekommen hatte. »Wenn der Kerl Ihnen nicht glaubt, ich kann es bezeugen.«

Dunner wandte sich wütend um. »Wer sind Sie denn?«

»Jemand, der meine Worte bezeugen kann, Captain. Mister Storm hat die Kreaturen mit eigenen Augen gesehen.«

»Okay, fahren wir.«

Der Captain betrat den Lift. John folgte ihm auf den Fuß. Aus den Augenwinkeln sah der Geister-Jäger noch, daß ein anderer Fahrstuhl nach oben geholt wurde.

Dann schloß sich die Tür.

»Wir werden sofort wieder hochfahren, wenn Sie die Kreaturen gesehen haben«, sagte John Sinclair mit belegter Stimme. Die Stahltür des Lifts besaß in der Mitte ein langes rechteckiges Sichtfenster. Mit unbewegtem Gesicht lehnte Captain Dunner an der Aufzugswand.

Johns Arm schoß vor. »Da, sehen Sie.«

Dunner starrte durch die Scheibe und wurde im gleichen Augenblick aschfahl im Gesicht.

»Das… das ist doch unmöglich«, flüsterte er mit kaum zu

verstehender Stimme. »Das darf es doch nicht geben…«

Er taumelte zurück. Die rechte Hand hielt er gegen die Kehle gepreßt. Seine Augen waren weit aufgerissen. Er sah John zwar an, blickte aber gleichzeitig durch ihn hindurch.

Sinclair drückte ebenfalls sein Gesicht an die Scheibe.

Die gräßlichen Gestalten hielten sich noch immer im Kellergang auf. John Sinclair preßte die Lippen zusammen. Er begriff das Verhalten der Höllenwesen nicht. Sie hatten sich im Gang versammelt und schienen auf irgend etwas zu warten. Normalerweise hätten sie den Weg nach oben nehmen müssen, um Florence Barkleys Racheplan ausführen zu können. Aber so warteten sie fast unbeteiligt im Keller des Hochhauses.

Etwas stimmte hier nicht.

Aber was?

Nun, John war froh, daß sich die Horror-Gestalten noch nicht zu einem Angriff entschlossen hatten.

Der Geister-Jäger warf einen Blick auf den Captain, der den oberen Knopf seines Hemdes aufzerrte.

»Reicht das?« fragte John.

Dunner nickte.

»Wir fahren wieder nach oben«, sagte der Oberinspektor. »Und noch eins, Captain, kein Wort zu den anderen, verstanden?«

»Geht in Ordnung.«

John Sinclair drückte den Parterre-Knopf. Sekunden danach hatten sie wieder ihren Ausgangspunkt erreicht.

Im Flur hatten sich inzwischen einige Bewohner versammelt, die später nach Hause gekommen waren und durch die Anwesenheit der Feuerwehrmänner beunruhigt waren. Auch der Hausmeister hatte sich inzwischen eingefunden.

Er war ein schon älterer Mann, hatte einen hochroten Kopf bekommen und stürmte sofort auf den Captain zu.

»Ich verlange eine Erklärung!« schrie er. »Was geht hier in diesem verdammten Haus überhaupt vor? Laufend bekomme ich Anrufe von ängstlichen Mietern.«

»Nun beruhigen Sie sich erst einmal«, sagte John.

Der Kopf des Hausmeisters ruckte vor. Der Mann hatte ein Gesicht, das an einen magenkranken Geier erinnerte. »Wer sind Sie überhaupt, Mister? Haben Sie hier was zu sagen?«

John präsentierte dem Knaben, der ihm gerade bis zur Schulter reichte, seinen Ausweis.

Der Hausmeister wurde ruhig. »Entschuldigen Sie, Sir. Ich konnte nicht wissen…«

»Schon gut.« John winkte ab. »Am besten ist, Mister…«

»Kilrain, Sir«, sagte der Hausmeister schnell. »Herbie Kilrain.«

»Okay, Mr. Kilrain. Am besten ist, Sie gehen zurück in Ihre Wohnung, setzen sich ans Telefon, und wenn ein Mieter anruft, so beruhigen Sie ihn.«

Kilrain nickte. »Aber was soll ich sagen?«

»Daß die Feuerwehr hier eine Übung abhält.«

»Gut.« Der Hausmeister nickte wieder. »Aber im Vertrauen gesagt, Sir, was geht denn hier tatsächlich vor?«

John Sinclair zeigte sein Gebiß. »Eine Übung, wie ich Ihnen schon gesagt habe. Und Sie, Captain«, John ließ den Knaben stehen und kümmerte sich um Dunner, »sorgen Sie mit Ihren Leuten dafür, daß die Mieter nicht verrückt spielen.«

Dunner hatte sich wieder einigermaßen gefangen. »Ich werde mein Möglichstes tun. Evakuieren hat wohl keinen Zweck, wie ich sehe.«

»Nein, jetzt nicht mehr.«

John drehte sich um, weil neben ihm die Tür eines Fahrstuhls aufgestoßen worden war.

Suko betrat den Flur.

»Du?« John runzelte die Stirn. »Ich dachte, du wärst oben und…«

»Ich muß mit dir reden«, sagte Suko.

John Sinclair brauchte nur in das Gesicht seines Freundes zu sehen, um erkennen zu können, wie ernst die Lage war. Und schließlich war Suko auch nicht zum Spaß hier heruntergefahren.

»Ja, was ist geschehen? Erzähl schon«, forderte John den Chinesen auf.

»Nicht hier, John. Es betrifft dich und Florence Barkley. Ich habe sie gesehen. Komm, es geht um Minuten.«

»Okay.« Mit einem Satz war John Sinclair im Lift. »Und?« fragte er gespannt.

»Es gibt eine Möglichkeit, die Bewohner und das Haus zu retten«, sagte Suko mit leiser Stimme…

***

»Überleg dir genau, was du tust, John«, sagte Suko beschwörend. »Diesen Kampf kannst du nie im Leben gewinnen.«

»Das steht noch nicht fest.« Johns Antwort sollte optimistisch klingen, aber am Klang seiner Stimme war zu erkennen, daß ihm nicht wohl bei der Sache war.

Die beiden Männer standen auf dem langen Flur in der achten Etage. Leer lag er wieder vor ihnen. Die Neugierigen waren in ihren Wohnungen verschwunden.

John hatte ein Gefühl im Magen, wie jemand nach einer stundenlangen Zechtour. Die Verantwortung für Männer, Frauen und Kinder lag allein auf seinen Schultern. Eine bedrückende Last, an der ein Mann zerbrechen konnte.

John Sinclair wußte jetzt auch, warum die Höllenwesen unten im Keller nicht angegriffen hatten. Sie warteten erst noch den Ausgang des Duells ab.

»Ich gehe auf jeden Fall mit«, sagte Suko.

»Nein!« Entschieden schüttelte John Sinclair den Kopf. »Florence Barkley hat ausdrücklich gesagt, daß ich allein kommen soll. Und ich werde mich daran halten. Wenn sie nämlich merkt, daß ich sie schon zu Beginn des Kampfes betrügen will, dann dreht sie durch.«

»Schon möglich«, gab Suko zu. »Aber wann haben sich Dämonen einmal an ihr Wort gehalten? Ihr Weltbild besteht doch nur aus Lug und Trug. Und aus Vernichtung.«

»Ja, ich gebe dir recht«, erwiderte der Geister-Jäger, »doch dieses Risiko muß ich eingehen. Du kannst es drehen und wenden wie du willst. Ich befinde mich immer in der schlechteren Position.«

»Die man nicht noch mieser machen sollte«, erwiderte Suko. »Das ist wenigstens meine Meinung.«

»Die kann ich dir nicht verbieten.«

John Sinclair war seltsam ernst und gefaßt. So habe ich ihn eigentlich noch nie erlebt, dachte Suko. Er tippte John an. »Sag mal, welche Waffen willst du eigentlich mitnehmen?«

»Mal sehen«, wich John aus. Er blickte auf seine Uhr. »Komm jetzt, es wird Zeit.«

Sie betraten James Bardens Wohnung. Ed Musso war inzwischen aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht und hatte von nichts die geringste Ahnung, wie John es sich schon gedacht hatte. Wilma Musso kümmerte sich rührend um ihren Mann. Sie hatte seinen Kopf in ihren Schoß gebettet und war dabei, ihm einen Schluck Wasser einzuflößen. May Chandler sprang auf, als sie die beiden Männer sah. Ihre Augen glänzten, sie hatte etwas zu viel getrunken. »Ist… ist alles klar gegangen?«

»So ungefähr«, lautete Johns Antwort.

»Na, ein Glück.« Die Frau wandte sich ab. »He«, rief sie zu dem Ehepaar Musso hin. »Ihr braucht keine Angst zu haben. Es ist alles wieder okay.«

»Halten Sie doch Ihren Mund«, mischte sich Theo Plummer ein. Er war wohl der einzige, der gemerkt hatte, daß der Kampf noch längst nicht entschieden war.

Suko hatte inzwischen den Spezialkoffer genommen und war damit hinaus in die kleine Diele gegangen.

John folgte dem Chinesen.

Suko hatte den Deckel bereits aufgeklappt. »Da ist alles, was du brauchst«, sagte er und machte eine umfassende Armbewegung.

John hob die Schultern. »Mit Silberkugeln ist da wohl nichts zu machen«, meinte er leise. »Und auch ein Vampirpflock wird nichts

helfen. Der silberne Dolch ebenfalls nicht. Es bleibt uns kaum etwas, Suko. Wir haben es hier nicht mit einem niederen Dämon zu tun.«

»Ich würde an deiner Stelle trotzdem die mit Silberkugeln geladene Pistole mitnehmen«, sagte er.

»Okay.« John steckte sich auch noch den Dolch in die Spezialscheide. Dazu die magische Kreide.

Dann blickte er den Chinesen an. »Drücke mir beide Daumen, Suko«, sagte er mit belegter Stimme.

»Du wirst es schon schaffen.« Suko lächelte aufmunternd. »Bisher hast du es immer geschafft.«

»Aber einmal kann es auch mich treffen.« John hatte die Türklinke schon in der Hand.

Als er die Wohnung verließ, hatte er das Gefühl, zu seiner eigenen Hinrichtung zu gehen…

***

Eine Minute, nachdem John Sinclair verschwunden war, verließ Suko ebenfalls die Wohnung. Noch nie in seinem Leben hatte er es so eilig gehabt.

Mit zwei Sprüngen hatte er einen der Lifts erreicht. Es war der, mit dem die beiden Männer nach oben gefahren waren, und er stand zum Glück noch dort.

Jetzt kam es auf jede Sekunde an.

Und die Zeit verrann viel zu schnell.

Als der Aufzug unten stoppte und Suko auf seine Uhr blickte, stellte er fest, daß er noch genau achtundzwanzig Minuten Zeit hatte. Nicht mal eine halbe Stunde, um John Sinclairs Leben zu retten.

Die Männer der Feuerwehr und des Katastrophenschutzes hielten sich noch immer in Bereitschaft. Viele von ihnen rauchten. Der Qualm hatte eine graublaue Wand gebildet.

Suko suchte Captain Dunner. Er fand den Mann inmitten einer Gruppe von Feuerwehrleuten.

Der Chinese drängte sich zu ihm durch.

»Ich muß Sie sprechen, Sir«, sagte er.

»Natürlich.« Dunner löste sich von der Gruppe. Die Männer sahen Suko verwundert an. »Um was geht es denn?« fragte der Captain.

»Um das Leben der Menschen hier und das Leben meines Freundes John Sinclair. Er stellt sich zum allerletzten Kampf. Er kann ihn aber nicht gewinnen, wenn nicht…«

Suko begann leiser zu sprechen, weil die in der Nähe stehenden Männer die Ohren spitzten.

Konzentriert hörte Captain Dunner dem Chinesen zu, auch als dieser ihm seinen ungewöhnlichen Vorschlag unterbreitete. Schließlich nickte Dunner. »Okay, Mister, so könnte es gehen. Aber wieviel Zeit

bleibt uns denn?«
»Gerade zwanzig Minuten!«
Captain Dunner stieß einen Fluch aus. »Wenn das mal nicht zu knapp ist«, sagte er…

***

John Sinclair war mit dem Lift bis in die letzte Etage gefahren. Weiter führte der Aufzug nicht. Auf den Boden, beziehungsweise unter das Dach des Hochhauses gelangte man nur mit einem Spezialaufzug. Es war der Lastentransporter. Allerdings gab es noch die Feuertreppe, und die suchte John.
Er fand sie schnell, ging die restlichen Stufen hoch und stand vor einer verschlossenen Tür.
John hatte nicht mehr die Zeit gehabt, sich vom Hausmeister den Allround-Schlüssel geben zu lassen, er führte jedoch an seinem Schlüsselbund einen Spezialdietrich für besondere Notfälle mit. Und solch ein Notfall war eingetreten.
Zwei Minuten später hatte John Sinclair die Tür auf.
Der riesige Boden des Hochhauses breitete sich vor ihm aus. John hatte Licht gemacht und wurde in den Ausmaßen an die Größe eines Fußballfeldes erinnert.
Die Verkleidungen der Klimaanlagen-Motoren sahen aus wie die Buckel riesiger Urweltungeheuer. Eine Wand wurde von riesigen schwarzen Sicherungskästen eingenommen. Aber eine Chance, aufs Dach zu kommen, die entdeckte John vorerst nicht.
Und die Zeit verging.
Noch fünfzehn Minuten.
Irgendwo mußte es doch eine Möglichkeit geben, aufs Dach zu gelangen. So etwas gab es bei jedem Haus.
John Sinclair inspizierte den Boden. Fingerdick lag der Staub, wurde durch Johns Schuhe hochgewirbelt und kitzelte seine Nase.
Der Geister-Jäger mußte niesen.
John sah sich aufmerksam um, während er Schritt für Schritt die große Halle durchmaß.
Noch zehn Minuten.
Der Geister-Jäger spürte, daß er immer nervöser wurde. Wenn er nicht bald einen Aufstieg zum Dach hin fand, dann…
Plötzlich blieb er stehen.
Über sich sah John eine Leiter. Sie lag waagerecht und war in der Decke verankert. Zu hoch für ihn, um hochzuspringen und sie herunterzuziehen.
Aber auch andere Menschen würden es nicht schaffen. Folglich mußte es irgendeine Vorrichtung geben, um die Leiter herunterklappen zu können.

Die Lösung lag direkt vor seinen Augen. Er sah einen kleinen grauen Kasten an der Wand, von dem ein dickes Kabel hochführte. John zog die Tür des Kastens auf.

Mehrere Knöpfe leuchteten ihm in drei verschiedenen Farben entgegen.

Rot, grün und blau.

John drückte auf alle drei.

Über ihm begann sich eine Mechanik in Bewegung zu setzen. Die Leiter glitt aus ihrer Halterung, wurde automatisch ausgezogen und neigte sich dem Boden zu. Gleichzeitig schob sich an der Decke eine Klappe zur Seite.

Der Ausstieg!

John fiel eine Zentnerlast vom Herzen.

Er blickte auf seine Uhr.

Noch fünf Minuten.

Das untere Ende der Leiter berührte den Boden, stand fest. Die Klappe war jetzt bis zur Grenze hin aufgeschoben worden. Der Wind pfiff und heulte durch das entstandene Loch, wirbelte Johns Haare durcheinander, und der Geister-Jäger bekam einen Vorgeschmack dessen, was ihn außer Florence Barkley noch erwartete.

Eine fast unlösbare Aufgabe.

Der Oberinspektor stieg die Leiter hoch.

Stufe für Stufe.

Die Heftigkeit des Windes nahm zu. Schneidend kalt pfiff er durch Johns Jackett, das mehr angesengte Stellen besaß als heile. Der Oberinspektor war noch nicht dazu gekommen, seine Kleidung zu wechseln.

Genau zwei Minuten vor Mitternacht streckte der Geister-Jäger seinen Kopf aus der Öffnung.

Da traf ihn die Wucht des Sturmes mit aller Macht.

John hatte das Gefühl, der Kopf würde ihm von den Schultern gerissen. Der Geister-Jäger mobilisierte alle Kräfte, stemmte sich kraftvoll gegen den Wind an.

Auf allen vieren kroch er auf das Dach, weg von der Luke. Erst beim zweiten Mal schaffte er es, aufzustehen. Normalerweise hätte er den phantastischen Ausblick genossen, den ihm dieser Platz bot, aber jetzt hatte er große Mühe, sich überhaupt auf den Beinen zu halten.

Der Wind kam aus allen vier Himmelsrichtungen, machte John Sinclair zu seinem Spielball.

Doch der Geister-Jäger war nicht der Mann, der so leicht aufgab. Er schaffte es, sich auf den Beinen zu halten.

Hastig warf er einen Blick auf die Uhr.

Mitternacht!

Jetzt müßte Florence Barkley kommen.

»Ich sehe, Sie sind pünktlich, Mister Sinclair«, hörte er plötzlich dicht vor sich eine Frauenstimme.

John riß den Kopf hoch, hielt die Hand schützend gegen die tränenden Augen.

Und da stand sie.

Höchstens zwei Yards von ihm entfernt.

Florence Barkley, die Geisterfrau.

Sie war gekommen, um ihren erbittersten Feind zu vernichten…

***

Eine plötzliche Sturmbö packte John Sinclair und warf ihn zur Seite. Nur mit Mühe konnte sich John auf den Beinen halten. In seinen Ohren gellte das schadenfrohe Gelächter der Alten. Sie hatte mit den Kräften der Natur nicht zu kämpfen. Sie stammte aus einer anderen Dimension, wo es besondere Probleme gab, mit denen ein normaler Mensch wiederum nicht konfrontiert wurde.

»Du jämmerlicher Wicht!« heulte die Alte. »Du bist nicht einmal in der Lage, dich auf den Beinen zu halten, und dann willst du noch gegen mich kämpfen? Lächerlich! Ich werde dich zertreten wie einen Wurm.«

John hatte sein Gleichgewicht wiedergefunden. Der kalte Wind schnitt ihm ins Gesicht. Er stand vornübergebeugt. Wenn er an Florence Barkley vorbeisah, konnte er die Lichterkette der Stadt London sehen.

»Nimm mich mit, Florence Barkley!« schrie der Geister-Jäger. »Aber verschone die Menschen. Sie haben dir nichts getan. Sie können nichts dafür, daß ihr Hochhaus auf deinem Boden errichtet wurde.«

Das Gesicht der Alten verzerrte sich. Ihre Augen begannen zu glühen. »Auf meinem Boden?« keifte sie. »Auf des Satans Boden! Seit Urzeiten schon hat der Teufel hier einen Stützpunkt gehabt. Und er läßt ihn sich nicht so einfach wegnehmen. Nein, mit dem Satan treibt man keine Spielchen. Aber wir kommen vom Thema ab. Ich habe dich zu einem Zweikampf gefordert. Fang an, John Sinclair!«

»Nein!«

Der Geister-Jäger versuchte zum letzten Mittel zu greifen. Er fiel vor der Frau auf die Knie. Etwas, das er noch nie gemacht hatte. Vor einem Dämon auf die Knie fallen und um Gnade bitten. Aber John versuchte es, doch gleichzeitig hatte er auch einen kleinen Hintergedanken dabei.

Florence Barkley sah nicht, daß John Sinclair die magische Kreide aus der Tasche geholt hatte. Sie fühlte sich bereits als Siegerin, blickte triumphierend über den knieenden John Sinclair hinweg und kostete voll ihren Sieg aus.

John hielt die magische Kreide in der rechten Hand. Er hob den Kopf,

bemerkte, daß die Frau nicht auf ihn niedersah, streckte seinen Arm aus und zog mit der magischen Kreide blitzschnell einen Kreis um Florence Barkley.

Die Geisterfrau bemerkte es im letzten Augenblick.

Fluchend wollte sie zur Seite springen, doch schon nach einem Schritt prallte sie zurück, als wäre sie gegen eine Mauer gelaufen. Der magische Kreis hielt!

John Sinclair hatte sich nach hinten geworfen. Das gräßliche Fluchen der Alten gellte in seinen Ohren. John hockte auf allen vieren. Mit der Kreide, die in einem seltsamen blauweißen Licht leuchtete, malte er Bannsprüche der Weißen Magie auf das Dach des Hochhauses. Es waren Zeichen und Symbole aus der jüdischen Kabbala, in deren Mittelpunkt immer wieder das Symbol des Drudenfußes stand. Die Alte fluchte und geiferte. Sie kämpfte mit ihren magischen Kräften gegen den Ring an. Aus ihren Fingern schossen plötzlich Blitze, zielten auf John Sinclair, wurden jedoch schon an der unsichtbaren Wand abgeblockt.

Der Geister-Jäger ließ sich in seiner Arbeit nicht stören. Erst als die Frau völlig von Symbolen der Weißen Magie eingekreist war, erhob er sich, stemmte sich gegen den mörderischen Wind an und zog seine mit silbernen Kugeln geladene Beretta.

Die Alte schrie.

Sie beschwor die Kräfte der Hölle, beschwor ihre Diener, die unten im Keller des Hochhauses warteten, um eingreifen zu können.

John hoffte, daß auch die finsteren Worte abgeblockt würden.

Die Kräfte der Weißen und Schwarzen Magie prallten direkt aufeinander. Florence Barkleys Gesicht leuchtete plötzlich blutrot. Für Sekunden sah John einen häßlichen Totenschädel durchschimmern. Er zog seine Pistole und zielte auf das schreckliche Gesicht. Trocken bellte der Schuß. Das Echo wurde vom Wind absorbiert. Die Kugel fuhr der gräßlichen Alten genau zwischen die Augen, blieb dort stecken, ohne weiteren Schaden anzurichten.

»Damit nicht, John Sinclair!« brüllte das Satansweib. Ihr Gesicht war eine verzerrte Fratze, das Haar hatte sich gelöst, und als sie wild den Kopf schüttelte, flatterte es wie eine Fahne um ihren Greisenschädel. Noch immer beschwor sie den Satan, stieß gräßliche Flüche aus, wollte die Kräfte der Hölle zu Hilfe holen.

Und es gelang!

John sah mit Schrecken, daß die magischen Symbole auf dem Boden verblaßten.

Auch die keifende Alte hatte es erkannt. Wie eine Lanze schoß ihr rechter Arm vor, kam dicht vor der magischen Sperre des Kreises zur Ruhe.

»Jetzt hast du verloren, Sinclair! Nun gibt es keine Rettung mehr für

dich und die Menschen!«

Ihr gellendes Gelächter übertönte sogar noch das Heulen des Windes. Glasklar erkannte John Sinclair, daß sich das Blatt gewendet hatte, daß sich nun auf der Verliererstraße befand.

Okay, er würde diesen Kampf nicht mehr gewinnen können. Aber er wollte auch nicht sang- und klanglos untergehen. Er wollte kämpfend sterben.

Der Geister-Jäger steckte die Pistole weg und riß seinen silbernen Dolch aus der Scheide. Ihn wollte er der Alten zuletzt in die Brust rammen.

Die magischen Symbole waren jetzt völlig verschwunden. Nur noch der Kreis hielt. Er leuchtete plötzlich blauweiß, wehrte sich gegen die Kräfte des Bösen.

Erfolglos.

Der Zauber der Alten war stärker.

John machte sich auf seinen letzten Kampf gefaßt. Er hielt den Griff des Dolches so fest umklammert, daß seine Fingerknöchel spitz und weiß hervortraten.

Schon verwischte die magische Kreide. Die Alte führte Freudentänze auf. Immer wieder schrie sie dabei nach Asmodis, dem Höllenfürsten. Und plötzlich drang ein anderes Geräusch an John Sinclairs Ohr. Es übertönte sogar das Geschrei der Alten und das Heulen des Windes.

Rotorengeräusch!

Da zuckte ein grellweißer Lichtfinger durch die Schwärze der Nacht, strich über das Hochhaus, glitt vorbei, kam zurück und nagelte Florence Barkley auf der Stelle fest.

Die Alte riß den Kopf herum, wurde aber durch das grelle Licht geblendet.

Das Knattern der Rotorenflügel wurde immer lauter. Aus den Augenwinkeln sah John Sinclair den Schatten eines Hubschraubers. Der Helicopter knatterte schon über ihm. Immer wieder wurde er von Windböen gepackt und zur Seite gedrückt, doch der Pilot war erfahren genug, um die ursprüngliche Richtung durch raffinierte Korrekturmanöver wieder auszugleichen.

Der Geister-Jäger sprang zurück, schirmte die Augen mit der Handfläche ab.

Er konnte jetzt besser sehen, und er sah Suko, der festgeschnallt war und an der offenen Einstiegluke kauerte.

Der Chinese hielt irgend etwas in der Hand.

»Johnnn! Weeeggg!« brüllte er.

Sinclair warf sich zu Boden, rollte sich um die eigene Achse, bis dicht vor die Ausstiegsluke. Er blieb auf dem Bauch liegen und war nur noch unbeteiligter Zuschauer von dem, was in den nächsten Sekunden über die Bühne ging.

Noch hielt der magische Kreis, aber es würde nur Sekunden dauern, bis…

Da erkannte John, was Suko in der Hand hielt.

Einen Flammenwerfer!

Und noch im gleichen Atemzug schoß eine Feuerlanze aus dem Rohr, direkt auf die erstarrt dastehende Florence Barkley zu.

Das Gemisch aus Flammen und brennendem Phosphor ließ der Alten nicht die geringste Chance. In Sekundenschnelle fraß es sich in ihren Körper.

Die Barkley schrie nicht einmal. Alles ging blitzschnell. Im Nu brannte sie lichterloh. Der Wind packte sie plötzlich, drehte sie wie einen Kreisel und fegte sie dann dem Dachrand entgegen.

Auf einmal war sie verschwunden.

Florence Barkley fiel als brennendes Bündel dem Erdboden entgegen und verglühte noch in der Luft.

Der Helicopter flog noch eine Runde. John hatte sich hingekniet, und als Suko in sein Gesichtsfeld kam, hob er Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand.

V – wie Victory.

Das Siegeszeichen!

***

Die Gefahr war gebannt. John Sinclair hatte mit Sukos Hilfe den mörderischen Kampf gewonnen. Hunderte von Menschen konnten wieder ruhig schlafen. Aber kaum jemand von ihnen hatte sicherlich gewußt, in welcher Gefahr sie geschwebt hatten.

Wenn die Alte gewonnen hätte…

John wagte gar nicht daran zu denken.

Er war sofort nach Beendigung der Auseinandersetzung nach unten in den Keller gefahren.

Die Horror-Wesen waren verschwunden, und auch das magische Tor war nicht mehr vorhanden.

Glatt und fugenlos bot sich der Boden den Augen des Betrachters. In James Bardens Wohnung sahen das Ehepaar Musso, May Chandler und Theo Plummer dem Geister-Jäger mit fiebernden Nerven entgegen.

Lächelnd sagte John: »Es gibt keine Florence Barkley mehr.« Die Erleichterung war den Menschen deutlich anzumerken. Eine Überraschung wartete auf den Oberinspektor noch im Bad. Der Spiegel über dem Waschbecken war in tausend Teile zersprungen. Auch dieses magische Tor existierte nicht mehr.

Suko kam, und die beiden Freunde reichten sich die Hände. Auch Captain Dunner traf ein. John bedankte sich bei ihm ebenfalls. Denn wenn er nicht so rasch und unbürokratisch einen Hubschrauber

besorgt hätte, dann hätte es für John Sinclair wirklich böse ausgesehen.

***

Am anderen Tag trafen John Sinclair und Suko Barry Barden. Der junge Elektroniker war ebenfalls erfreut, daß die Sache ein gutes Ende genommen hatte. Nur seinen Bruder, den gab ihm niemand mehr zurück.

»Ich weiß nicht, wie ich Ihnen beiden danken soll«, sagte Barry Barden.

»Danken?« John Sinclair lächelte. »Es ist unser Job, Mister Barden. So wie Sie den Ihren haben.«

»Ja, das schon.« Barry Barden hatte den Kopf gesenkt. Doch plötzlich hellte sich sein Gesicht auf. »Mr. Sinclair, ich habe phantastische Beziehungen zu den Herstellern von Stereo-Anlagen. Wenn Sie sich mal eine außergewöhnliche Anlage kaufen wollen, dann kommen sie zu mir. Ich gebe Ihnen die besten Prozente, die sie sich vorstellen können. Ich…«

John winkte lachend ab. »Danke, Mr. Barden. Vielleicht werde ich zu gegebener Zeit mal wieder auf Sie zukommen, aber im Augenblick muß ich zusehen, daß ich an einen neuen Wagen komme. Und der kostet mich Geld genug.«

ENDE